

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzeln Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 M. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Spediteure:
„Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

Nr. 5.

Sonnabend, den 31. Januar 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Ein gelöstes Problem. — Sozialismus. — Ueberall dasselbe! — Zwei Arbeiterbudgets. — „Freier“ Arbeiter, Sklave und Profit. — Das Gold Südafrikas und sein Einfluß. — Das allgemeine Wahlrecht in Oesterreich. — Wirkungen der McKinleybill.

Gedicht. — Novelle. — Geschichte eines Kartells. — Ein alter Schwindel im neuen Gewande. — Der Petroleum-Import-Trust. — Reichstag.

Aus der Woche.

so. Wachtmeister Wode der 4. Eskadron des 3. Garde-Ulanen-Regiments in Potsdam wurde nach Spandau auf die Festung gebracht, weil er Mitte Dezember einen Ulanen, welcher zu spät zum Dienst gekommen war, von der Mannschaft anspeien ließ, ebenso einen zweiten Mann, der diesem Befehl nicht nachkommen wollte. Die Berliner bürgerlichen Blätter waren über diesen Vorfall, als er bekannt geworden, schön sachte hinweggegangen. Man fürchtete jedenfalls, irgendwie und irgendwo anzustoßen. Gut ab, vor diesen steifnackigen Freiheitsaposteln! Nicht nette „Ferienkolonien“! Und da giebt es immer noch Individuen, welche sich nicht glücklich preisen, derartigen Kolonien angehören zu können.

— Herr von Lucius, der frühere Minister für Brotvertheuerung und Butterwedenerzeuger, hat angeblich die dreißigtausend Mark, welche er bei Gründung seines Fideikommisses „ersparte“, der Friedenskirche vermacht. Er scheint also um Frieden, oder, wie man in Süddeutschland sagt, um schönes Wetter zu bitten. Das nun wird dem Edelgewordenen nicht gelingen. Das Volk wird sich noch lange an ihn, als an den Typus jener Männer erinnern, welche Andere für sich arbeiten und zahlen lassen. Die Geschichte wird ihm auch noch einen Titel tazfrei verleihen: Stempelbaron und Butterwedenerfreiherr.

— In Hamburg, Köln, Magdeburg und anderen Städten wurden wie in Berlin Versammlungen der Arbeitslosen abgehalten. Fürchterliche Details kamen ans Licht. In Hamburg leben ganze Familien von Kartoffelschalen. Die Verwaltungen aller größeren Städte erkannten an, daß ein ungewöhnlicher Nothstand unter der Bevölkerung herrsche, und sahen sich gezwungen, dagegen Abhilfsmittel anzuwenden. Nur der Magistrat und die freisinnigen Stadtverordneten von Berlin, einer Stadt, die stets Hunderttausende übrig hat, wenn es gilt, einen fremden Potentaten zu begrüßen, lehnten es ab, für die Arbeitslosen etwas zu thun, weil kein eigentlicher außergewöhnlicher Nothstand herrsche. Nun, die Arbeiter und Brüder dieser so kurz abgefertigten Unglücklichen werden den Herren „Freisinnigen“ bei den nächsten Wahlen schon zeigen, wo Bartel den Most holt.

— Auf der Beche Hibernia bei Gelsenkirchen wurden durch eine Grubenkatastrophe 52 Bergleute getödtet und eine Menge anderer mehr oder weniger schwer verletzt. Es ist das dieselbe Grube, in welcher im Jahre 1887 zweiundfünfzig Arbeiter ums Leben kamen, dieselbe Beche, welche in den ersten sechs Monaten des Vorjahres 2 1/2 Millionen Mark ins Verdienen brachte. Den Fautlitzern riesige Dividenden, damit sie das Leben ertragen können, den Arbeitern Hunger, Siechthum, Tod und, wenn es gut geht, Hohn noch obendrein. Es ist gräßlich schön eingerichtet in unserem christlichen Staate.

— Die Polizei, die so lange Jahre Versammlungen über Versammlungen auflöste, beginnt jetzt, auch welche zu halten. Freilich ist es nicht die in Dienst stehenden, sondern die pensionirten. Die Herren sind mit ihren Bezügen, obwohl diese doch bedeutend höher sich belaufen werden, als die 33 1/3 Pfenninge eines Arbeiterveteranen, nicht zufrieden und hatten deshalb eine Versammlung einberufen, und damit ihnen nicht etwa böse Gedanken

einfielen und damit sie endlich einmal erkennen, wie wohl es thut, vor den Augen und Ohren der h. Hermandad zu verhandeln, wurden sie wie andere Menschenkinder polizeilich überwacht. In einer kleinen Stadt Mitteldeutschlands beziehen die Polizisten in der Nacht paarweise einen Posten. Der eine von ihnen wacht über das Wohl der schlafenden, schnarchenden Bürger, der andere über das seines Amtsbruders.

— Der mit einem Kapital von 35 Millionen Dollars in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ins Leben gerufene Erntemaschinen-Trust ist in die Brüche gegangen. Die zwei Hauptmacher und Hauptbetheiligten konnten sich über die Vertheilung der zu erhoffenden Beute nicht einigen. Spitzbuben kennen einander, unter allen Himmelsstrichen.

— Kalakana, der König der Sandwichsinseln, ist in St. Francisco zu seinen Ahnen versammelt worden. Auf der Ueberfahrt verspielte er den ganzen Inhalt seiner Privatschatulle, es waren, ich muß es leider erdrehend gestehen, nur etwas über 100 Dollar. Er war nach Amerika gekommen mit der Absicht, einen möglichst großen Bären anzubinden. Das Schuldenmachen und Anpumpen verstand übrigens Se. Majestät aus dem ff., ebenso wie das Walzertanzen. Er hatte es also, wie man sieht, in der Kultur so ziemlich weit gebracht. Seine Unterthanen verstanden dies leider nicht zu würdigen, sie nannten ihn einen Prasser und Schlemmer und wollten ihn davonjagen. Wäre nicht Klaus Spreckel, der Zuderkönig, gewesen, der arme Kalakana, der so schöne Orden zu vertheilen hatte, hätte auf seine alten Tage von seiner Hände Arbeit leben müssen. Das ist das Loos des Schönen und Großen auf Erden.

— Der österreichische Reichsrath wurde aufgelöst. Das Wiener Regierungsblatt giebt dem zukünftigen Abgeordnetenhaus folgenden Rath. Die Majorität solle, die Zeichen der Zeit verstehend, Verständnis für die sozialen Fragen betheätigen. Das klingt etwas anders als der Ausspruch des ehemaligen liberalen Ministers Gistra: „Bei Bodenbach hört die soziale Frage auf“. Allein das Endergebniß wird ungefähr dasselbe sein. Die Bourgeoisie ist entweder zu dumm, um die Zeichen der Zeit zu verstehen, oder zu interessirt, um aus diesen Anzeichen Folgerungen zu ziehen. Mein Geld ist meine Ehre, sagt Rothschild, und alle Gutgesinnten denken es ihm nach. Es mögen vielleicht in Oesterreich einige sozialpolitischen Fliedarbeiten zu Stande kommen, die den „Herren“ so wenig als möglich kosten, das Loos der Arbeiter wird sich unter den heutigen Nachthobern nicht zum Bessern wenden. Der österreichische Arbeiter besitzt heute nicht einmal das politische Wahlrecht.

— Die französische Kammer beschloß gegen den Widerspruch des Bauteaministers, die unbetheilten Bergwerkskonzessionen an Fachvereine von Bergleuten zu begeben, und Ausdehnung der Gastpflicht der Grubenbesitzer. Muß dieses Frankreich ein „wildes“ Land sein? Aber schlau und geschickt sind diese Franzosen. Die guten und noch unsere 33 1/3 Pfenning-Sozialreform, auf welche wir uns so dick thun, ab, und weiteres noch obendrein. Ja, es ist äußerst schwer heutzutage, an der Spitze der Kultur zu marschiren!

— Prinz Radziwill hat, wie die bürgerlichen Zeitungen berichten, 5 Millionen Mark im Spiel verloren. Nun, der Preis des Getreides ist ja ein recht annehmbarer, und die Herren „Edelsten“ und ihre Verbündeten im Reichstage sorgen schon dafür, daß ihre Angehörigen ein „standesgemäßes“ Leben führen können. Wenn es nicht unbeschreiblich wäre, würden wir fragen, wieviel von den vergeudeten fünf Millionen der Herr Prinz selbst verdient hat. Uebrigens haben wir garnichts dagegen, wenn die Herren spielen, sei es auf der Börse oder im Offizierskasino. Sie sollen sich nur ruiniren nach Herzenslust, das Kapital kommt dadurch schneller in weniger Hände. Und je weniger Drohnen, desto besser für die Arbeitsbiene.

— Der kommandirende General des 9. Armeekorps hat seinen Abschied erhalten. Anfangs Januar hatte er den pensionirten „Eisernen“ zu einer großen Festivität eingeladen, im nächsten Frühjahr schon wird er Gelegenheit haben, auf seinen schlesischen Gütern das vielversprechende Wachstum seines zollgeschützten Roggens zu verfolgen. Der berühmte Tubelliederschreiber aber wird bei seinem nächsten Auswanderungsbesuche im Sachsenwalde kein besonders erfreutes Gesicht zu sehen bekommen.

— Der Streik der Eisenbahnleute in Schottland dauert noch immer an. Jetzt hat die Direktion der nordbritischen Bahngesellschaft gegen die Führer des Ausstandes einen Prozeß angestrengt. Sie fordert einen Schadenersatz von 400 000 Mark, da sie (die Führer) die Eisenbahnbeamten bestochen und zur Verkeimstellung verleitet, auch falsche Gerüchte darüber ausgebreitet hätten, daß das Reisen auf den Bahnen gefährlich sei. Man muß es schon gestehen, von diesen Engländern können unsere Schlotjunker noch vieles lernen. Und sie werden es auch, hoffe ich.

— Viele Tausende Menschen in Berlin wissen nicht, mit was sie ihren Hunger stillen, wohin sie ihr Haupt legen, womit sie ihre abgefallenen Glieder bedecken sollen, aber die neue Frühjahrsmodenmode ist bereits eingeführt worden. Feine und ganz feine Hunde tragen hierfür statt der einfachen Kuppel Stieftragen und Kravatten. Die Kragen bestehen aus weißem, feinem Glanzleder, die Kravatten sind verschiedenfarbig. Alle sachverständigen alten Jungfern des Thiergartenviertels behaupten einstimmig, die neue Mode „steide ausgezeichnet“. Ich freue mich, ein Berliner zu sein!

— Die Engländer sind doch schlau, das muß man ihnen lassen! Nachdem sie uns die Insel Helgoland verhandelt haben, stellt sich heraus, daß das Ding sehr banfällig ist. Der „Allg. Reichskorrespondent“ schreibt: „Es herrscht in Fachkreisen die Meinung vor, daß der allmächtige Vernichtung Helgolands in Folge der Verspaltung des Gesteines durch die Meereswogen wohl kaum Einhalt geboten werden könne. Der Verwitterungsprozeß ist schon sehr vorgeschritten und unter englischer Verwaltung nichts geschehen, um die Insel davor zu schützen.“

Also jetzt den Beutel gezogen und die neue Erwerbung unseres Vaterlandes wieder frisch aufgemauert! Die „Hamb. Nachr.“ rechnen schon aus, daß der Spah ca. 30 Millionen kosten wird. Wir haben's ja dazu. Hätten wir unsere „deutschen Brüder“ nicht eingehandelt, so mühten die Engländer die Reparaturkosten bezahlen. Ja, ja, das sind schlaue Kerle, die Engländer!

— Sittlichkeit ist keine Hererei. Jetzt ist sogar die „Freie Bühne“ konfisziert.

— Exbismarck leidet an Schlaflosigkeit, wie die Blätter berichten. Ein gutes Gewissen ist das beste Ruhelissen.

Ein „gelöstes Problem“.

II.

ss. Welchen Werth demnach das „gelöste Problem“ des Reichsboten“ hat, werden wir sofort beurtheilen können, wenn wir es vom Gesichtspunkte der Betriebschnik einer Probe unterziehen.

Der Anschaulichkeit halber wollen wir zu diesem Zweck unserem Handwerksmeister die billige Betriebskraft bewilligen und jetzt seine Situation kurz zeichnen.

Allerdings setzen wir voraus, daß der „Reichsbote“ nicht so revolutionär ist, gleichzeitig auch die Schließung der Großbetriebe überhaupt zu verlangen. Dafür wollen wir uns zu der nicht unbeträchtlichen Konzession verstehen: Die billige Betriebskraft soll Monopol des Kleingewerbes sein, im anderen Falle wäre ja auch das Großkapital als Waffentkonjument sofort wieder im Vortheile.

Also in der Werkstätte unseres „Meisters“ steht die neueste und solideste Arbeitsmaschine seiner Branche. Nur ein Druck auf den Knopf an der Wand und sie ist in Thätigkeit. Frisch ans Werk! — Doch halt, — er

muss erst Bestellungen sammeln, Rohmaterial herbeischaffen, denn er ist ja wie der „Reichsbote“ so schön sagt, „sein eigener technischer und kaufmännischer Direktor“ das soll heißen, sein eigener Tagelöhner, Reisender, Agent, Laufbursche etc. So leicht läßt sich unser Meister jedoch nicht entmuthigen, er sammelt die Aufträge, liefert später die fertigen Arbeitsprodukte selbst ab und giebt, um nichts von seinem vollen Arbeitstage einzubüßen, die hierbei verdrödelte Zeit zu; der gesammte Arbeitsertrag, der jetzt in seine Tasche fließt, wird ihn schon entschädigen. Am Ende der Woche kragt er sich dennoch hinter den Ohren, der Ueberfluß ist ja ganz beträchtlich, aber mit dem Dienstag und Freitag, an welchen beiden Tagen er un-nöthig viel Zeit verlaufen und erwarten mußte, die Arbeit auch nicht wie sonst vorwärts ging, kurz an welchen Tagen er nicht die richtige gesellschaftliche Durchschnittsarbeit lieferte, ist er unzufrieden. Nächste Woche soll das anders werden.

Nach vierzehn Tagen kommt er recht ärgerlich nach Hause. Ein Kunde hat ihm eine Offerte seines Nachbarn und Konkurrenten, der großen Fabrik, gezeigt, woraus zu ersehen ist, daß die letztere in Folge großartiger Rohmaterial-Abgeschlässe fast alle Artikel um mehrere Pfennige billiger als unser Meister anbietet. Schön — er wird auch diesmal dem Gegner die Stirne bieten und den Preis herunterziehen, Gott sei Dank kann er das noch. Unangenehmer wird die Sache am Quartalschluß, wenn Miete und sonstige Unkosten beglichen werden müssen und er die unverhältnismäßig hohen Lasten seiner Zwergwirtschaft mit den des Riesenbetriebes gegenüber vergleicht. Dennoch behält er guten Muth.

Da — eines Tages, als er während einer kleinen Ruhepause nach dem gewaltigen Gebäudekomplex seines Rivalen, der Fabrik hinaüberschaut, gewahrt er ein ganz seltsames Leben und Treiben. Sind das nicht Maschinen, die da drüben abgeladen werden? Sind denn die Hundert, welche da drüben aufgestellt waren schon abgenüßt? Oder? — sein Blut beginnt zu stocken, denn er muß unwillkürlich an den Stab von Ingenieuren und Technikern denken, der da drüben Tagaus Tagein tüftelt und konstruirt — sollten die etwa gar eine neue Maschine entdeckt haben?

Nach 14 Tagen erhielt er die Antwort auf seine Frage; die Fabrik liefert mit Hilfe der enorm vervollkommenen neuen Maschinen alle Artikel zu einem Preise, den er fast für die Rohstoffe zahlt.

Wie Schuppen fällt es ihm jetzt von den Augen, mit bitterem Lächeln betrachtet er sein veraltetes Arbeitsinstrument, das trotz der schönen „billigen Betriebskraft“ nun unter das alte Eisen muß. Die neue komplizirtere und deshalb so theure Maschine kann er nicht kaufen, er ist zum Proletarier geworden, vielleicht gerade in Folge seines billigen Motors, der die neue technische Revolution des Großbetriebes geradezu herausgefordert hat.

Was wir mit unserer kurzen Schilderung bezwecken war nur ein Hinweis auf die von Marx so klassisch hingestellte Thatsache, daß die industrielle Revolution des letzten Jahrhunderts nebst ihren tausendfachen Wirkungen nicht durch die Bewegung, sondern die Werkzeugmaschine hervorgerufen worden sind.

Die mechanische Menschenhand, Werkzeugmaschine, ist es, welche im Zeitalter der privatkapitalistischen Produktion den Arbeiter erwirgt, den Boden des feudalen Kleinbetriebes nimmerruhend unterwühlt, aber auch langsam und unabänderlich dem zentralisirten Großkapital sein Grab gräbt.

Gewiß gewährt die großartig durchgeführte Arbeitstheilung, die Oekonomie und Exaktheit des Betriebes dem zentralisirten Großkapital an sich ein bedeutendes Uebergewicht über die schwerfällige, zerplitterte und isolirte Kleinwirtschaft, allein ohne die Werkzeugmaschine und nur auf der Handwerkergerichtigkeit der Arbeiterklasse beruhend hätte sich jenes Uebergewicht nie bis zu der heutigen Höhe entwickeln können. Nun bleibt das Schicksal des Kleinbetriebes, sein hoffnungsloser Untergang besiegelt, denn von den Vortheilen der technischen, immer kostspieliger werdenden Neuerungen bleibt er wegen Kapitalmangel ausgeschlossen.

Der Sozialist kann dem Kleinhandwerker und dem Kleindauern keine Hoffnung machen. Er kann ihnen nur rathen sich je früher je besser der Proletarierklasse anzuschließen und nicht erst abzuwarten bis die wirtschaftliche Entwicklung sie nach vergeblichen und aufreibenden Kämpfen gewaltsam in die Reihen der Besitzlosen schleudert. Es hilft beiden nichts, daß sie durch äußerste Arbeitsaufwendung und durch eine virtuose Bedürfnislosigkeit der überlegenen Technik des Großbetriebes eine Zeit lang die Waage zu halten, ihren Todeskampf zu verlängern suchen, die Fortschritte der Maschinen überholen ihre verzweifelten Anstrengungen zuletzt doch.

Nur die Sozialisirung der Wirtschaft und Gesellschaft kann dem widersinnigen Kampfe „Alle gegen Alle“ der kapitalistischen Kultur ein Ende machen. Nur unter der Herrschaft der gesellschaftlichen Produktion des gesellschaftlichen Eigenthums kann die Maschine ihren natürlichen Zweck erfüllen: der Menschheit die Arbeit erleichtern und durch Erhöhung der Arbeitsproduktivität den entsprechenden Antheil jedes Gesellschaftsgliedes an die Kulturgenüsse steigern. Jeder Versuch jedoch, dem Widersinn des herrschenden kapitalistischen Systems auf anderem Wege ein Ende zu machen, bleibt ein „geldloses Problem“ von der Sorte des eben gekennzeichneten.

Der Boulangismus und die Revolution.

Von Mac-Arle.

I.

Die Episode aus der neuesten Geschichte des französischen Volkes, die man kurzweg als die Episode des Boulangismus bezeichnen kann, ist dem größten Theil des deutschen Arbeiters fremd und unverständlich geblieben. Sie mußte auch unverständlich für diejenigen bleiben, welche den ganz eigenthümlichen Gedankengang der französischen Arbeiter nicht kannten, einen Gedankengang, welcher wieder nur die Folge der eigenartigen, von der unseren himmelweit verschiedenen politischen Lage Frankreichs war. Man mußte sich unwillkürlich fragen, was bewegte die französischen Arbeiter dazu, eine revolutionäre Bewegung gegen das politische System zu insceniren, das ihnen ungleich mehr Freiheiten gewährte, als wir sie kennen, weshalb erhoben sie sich gegen die Republik, weshalb leisteten sie einem Manne Gefolgsdienste, der nichts an sich hatte um als Vertheidiger des Proletariats gelten zu können?

Wir wollen in Nachstehendem versuchen, den Schleier zu lüften, der über diesen eigenthümlichen Vorgängen ruht und die Fragen zu beantworten, die dem Beobachter der französischen Arbeiterbewegung der letzten Jahre unwillkürlich aufsteigen müssen.

Die Republik.

Vor allen Dingen müssen wir uns über den Begriff „Republik“ klar werden. Was bedeutet dieses Wort für das französische Volk, für den französischen Arbeiter? Welche Bedeutung hat es vor allen Dingen im Laufe der Geschichte, während der Kämpfe mit den verschiedenen Monarchien gehabt, welchen Inhalt haben ihm die verschiedenen Parteien, die für die Republik kämpften, gegeben, sowohl die Arbeiter, wie die Bourgeois, deren gemeinsamer Boden, deren Feldgeschrei sie im Kampf mit der monarchischen Gewalt war.

„Republik“ bedeutet für den französischen Arbeiter nicht nur einen politischen Begriff, eine politische Institution im Gegensatz zu der monarchischen, sondern sie bedeutet vor allen Dingen für ihn eine ganz andere Zusammensetzung und Organisation der Gesellschaft.

Die republikanische, revolutionäre Partei, die Partei der Blanquisten, die in der französischen Geschichte seit 50 Jahren die Rolle des Sauerteigs gespielt, die an allen revolutionären Bewegungen während dieser Zeit den thätigen Antheil genommen hat, diese Partei ist durch und durch kommunistisch.

Eine von ihr ausgehende republikanische Bewegung mußte nothwendigerweise auch ein kommunistisches Glaubensbekenntnis in sich aufgenommen haben. Man sah daher unter der Monarchie einen Republikaner immer zugleich für einen Kommunisten an und das französische Volk ist zu der ganz richtigen Erkenntnis gekommen, daß allein die Sozialisten und Kommunisten an der Zukunft der Republik arbeiten und sich Republikaner nennen dürfen. Dieses Volk, und vor allen Dingen die Bevölkerung von Paris, die oft genug ihre Kämpfe für die politischen und wirtschaftlichen Interessen der Arbeiter gestellt hat, machte sich daher begreiflicherweise aus der Republik einen sozialen Idealstaat, der die bürgerliche Gesellschaft umzustürzen berufen sein sollte.

Dieser Volksinstinkt — leider war und ist es nur ein Instinkt —, die zielbewußt handelnde Erkenntnis geht der französischen Bewegung auch heute noch zum großen Theil ab — dieser Instinkt war so mächtig, daß nachdem die Republik von 1848 proklamirt war, nachdem die Bourgeoisie den Arbeitern die Früchte des Sieges aus den Händen gerissen hatte, die nunmehrigen Herrscher dennoch glaubten, die sozialistischen Forderungen des Volkes nicht ganz negiren zu können, des Volkes, das sich die zu erkämpfende Republik nicht anders als die Verwirklichung seiner kommunistischen Forderungen gedacht hatte. Daher schufen die damaligen Machthaber eine schein-sozialistische Institution in den Nationalwerkstätten und warfen damit den Arbeitern einen Köder hin, der sie eine Zeit lang beschäftigte. Sie wußten sehr wohl, daß sie damit die Forderungen der Arbeiter lange nicht befriedigt hatten, aber dieselben waren in Wirklichkeit Herren der Situation und hätten unfehlbar die provisorische Bourgeoisieherrschschaft gestürzt, wenn sie deren wahre Absichten durchschaut hätten. Diese Absichten waren ja keine anderen, als mit allen Mitteln das Bestehende zu erhalten; um sie zu verbergen machte man die genannte Scheinoffensive und forderte ferner einen Aufschub von drei Monaten bevor man daran gehen wolle, dem Volk die ungeheure Schuld zu bezahlen, die man ihm gegenüber hatte und heute noch hat.

Während dieser drei Monate arbeitete die provisorische Regierung — sie nannte sich die provisorische Regierung — emsig daran, dem Volk seine kommunistischen Gelüste auszutreiben, sie benutzte die Zeit, die Armee zu organisiren, die denn auch während der Junitage den Born des enttäuschten Volkes im Blut erstickte. So entstand damals das erste Muster der Bürgerrepublik, der Republik ohne Republikaner, wie die Bourgeoisie sie selbst nannte, jener Staat, welcher seine wahre Natur unter dem schlechten Mantel nicht lange verbergen konnte und im zweiten Empire seinen präzisieren Ausdruck fand.

Genau dieselben Erscheinungen wie 1848 können wir nach dem 4. September 1870 beobachten, dem Tage, an welchem die dritte Republik proklamirt wurde. Auch dieses Mal noch gelang es der Bourgeoisie, sich des

Sieges des Volkes zu bemächtigen und eine Art Monarchie ohne König zu schaffen. Die Bevölkerung von Paris, die sich den 4. September erkämpft hatte trotz des Krieges, der damals alle Gemüther beschäftigte, konnte nicht vergessen, daß die Republik, welche sie wollte, keine Enterbten und Unglücklichen kenne, sie wollte die Republik der Republikaner, die soziale Republik. Um diese zu erkämpfen, folgte sie dem Impuls Blanqui's und bemächtigte sich am 31. Oktober des Stadthauses, um dann einige Stunden darauf durch die Uebermacht eine blutige Niederlage zu erleiden.

In demselben Gedanken, für dasselbe Ziel kämpfte sie am 18. März um die Kommune. Die Bourgeoisie blieb auch dieses Mal noch Sieger und wandte bekanntlich das alte traditionelle Mittel an, das schon 1848 in Gebrauch war, die Volksbewegung zu ersticken, sie ließ die Besiegten en masse erwürgen und deportiren. Später ging sie sogar mit dem Plane um, die falsche Etiquette, mit der sie bisher die schlechte Waare versehen hatte, wegzuerwerfen, sie wollte 1873 den Bourbon, Grafen Chambord als Heinrich V. auf den Thron zurückrufen. Aber der Graf Chambord war kein Napoleon, er fand den Posten zu gefährlich. Er machte Einwendungen und forderte, daß mit der republikanischen Staatsform auch die alte Fahne der Republik, die Tricolore, beseitigt werde. In Wirklichkeit befand er sich weit wohler in seinem sicheren Schlosse zu Frohsdorf und hatte keine Lust, zum Märtyrer des dynastischen Gedankens zu werden. Die Sache scheiterte und die Bourgeoisie kehrte mit leeren Händen von ihrer Königsjagd zurück.

Aber, wenn sie Frankreich auch keinen Monarchen geben konnte, so trübete sie sich bald und gab ihm in der Verfassung von 1875 ein Meisterstück monarchischer Staatskunst.

Die Volksbewegung.

Das Volk allein akzeptirte diesen unnatürlichen Zustand der Dinge, dem die Bourgeoisie nothgedrungen den Namen der Republik lassen mußte, nicht. Es fing bald an, das zu thun, was es immer gethan hat, sich seine Republik selbst zu machen. Es konnte sich in dem Wege irren, den es wählte, aber die soziale Republik war immer das Ideal, dem es instinktmäßig zustrebte.

Nachdem Frankreich in die Zwangsjacke, welche man Konstitution von 1875 nannte, gesteckt war, wurde es allmählig eine Nothwendigkeit für jeden Kandidaten, der in Paris gewählt werden wollte, daß er sich für einen erbitterten Gegner derselben erklärte. Das waren die ersten Symptome der Unzufriedenheit, die allerdings noch vieler Jahre bedurfte, um die revolutionäre Bewegung auf den Höhepunkt zu heben. Die furchtbaren Regeleien und die Massendeportationen hatten eben das Volk entmuthigt, die Henker hatten ihm mit dem letzten Blutstropfen auch seine ursprüngliche Energie ausgezogen, es brauchte Jahre der Erholung, und nur langsam kehrte die alte Kraft und Zuversicht zurück.

In diesem Wiedererstartungsprozeß spielt die Rückkehr der Proskribirten, die am 14. Juli 1880 amnestirt wurden, nach Frankreich zurückkehrten und dort die sozialistische Bewegung aufs neue organisirten, eine Rolle. Noch bei den Wahlen, die Anfang 1881 stattfanden, erhielten die Sozialisten eine lächerlich geringfügige Anzahl Stimmen, auf ganz Paris entfielen keine 10 000 (zehntausend), auf gewisse Bezirke kamen nur 5—20 Stimmen. Aber von da ab wurde der Entwicklungsgang der Bewegung wunderbar, bei jeder Wahl konnte man eine kolossale Vermehrung der für die Revolutionspartei abgegebenen Stimmen registriren. Die Blanquisten vor allen Dingen hatten in Paris eine eiserne Organisation geschmiedet, die mit einer wunderbaren, fast einzig dastehenden Disziplin arbeitete.

Ich kann mich nicht bei jeder Etappe dieses unaufhörlichen Vorwärtsschreitens aufhalten, ich will mich damit begnügen zu seiner Charakterisirung eine einzige Thatsache anzuführen:

Der große Streik, der im März 1886 in den Bergwerken zu Decazeville ausbrach und der blutige Scenen im Gefolge hatte, wird noch in aller Erinnerung sein. Die beiden bedeutendsten Zeitungen im sozialistischen Lager, der „Cri du Peuple“ und „l'Intransigeant“ hatten ihre Vertreter in das Streikgebiet geschickt. Sie wurden wegen sozialistischer Aufreizungen verhaftet und zu 15 Monaten Gefängnis verurtheilt. Als Protest stellte die revolutionäre Partei den einen der beiden Journalisten, Ernest Roche bei einer am 2. Mai stattfindenden Wahl zur Deputirtenkammer auf. Er erhielt fast 110 000 Stimmen. Die Zahl hatte sich mehr wie verzehnfacht.

Der Athem der großen Revolution ergriff Paris wieder, es marschirte der Schlacht entgegen.

Die Dezembertage von 1887.

Dieser Athem konnte die Feuersbrunst der Revolution bei der ersten Gelegenheit entfachen. Die langzurückgedämmte Unzufriedenheit konnte wie eine Mine durch den kleinsten Funken entzündet werden und in die Luft fliegen.

Diese Gelegenheit kam. Sie zerriß den Schleier, welcher die Schande und Schmach, den Raub und die Verbrechen der Bourgeoisregierung bedeckte. Im November 1887 entdeckte man, daß der Schwiegersohn des Präsidenten der Republik, Grevy, der bekannte Wilson, im Bunde mit Anderen ein wahrhaftes Raubsystem mit den Aemtern und Dekorationen des Staates betrieben, daß sie ihre Stellung dazu mißbraucht hatten, alles zu stehlen und zu plündern, was sie erreichen konnten.

Diese Bande, die ihre sauberen Gewohnheiten unter den höchsten Kreisen geübt, hatte den Präsidentenpalast zur Diebesbörje und Räuberhöhle gemacht, ihr ehrloser Handel ging unter den Augen des Präsidenten vor sich, er konnte ihn unmöglich übersehen haben. So wurde der König der Republik zum Chef dieser bürgerlichen Schwindlerbande.

Angeht dieses öffentlichen Spektakels, der Frankreich entehrte, ließ das Volk seinem gerechten Zorn die Bügel schießen. Von diesem Augenblick an kam der Geist der Revolution in Wirklichkeit über Paris. Wie am Vorabend einer Schlacht fühlte das Proletariat das Bedürfnis, sich in kompakten Massen zusammenzuschließen. Eine Reihe großartiger Meetings wurde inszeniert.

Eine der kolossalsten Versammlungen fand am 11. November im Javés-Saal statt. Zwölftausend Menschen drängten sich fiebernd vor Wuth im Saal und in den Seitengängen. Die elektrifizierte Masse erklärte wie ein Mann, daß jeder Bürger, welcher die Republik vor dem gierigen Schlund der Börse, vor der schändlichen Profitgier der finanziellen Bourgeoisie retten wolle, sich um das revolutionäre (blanquistische) Zentral-Komitee schaaren solle, um so die Armee der revolutionären Verteidigung zu bilden.

Diese Versammlung machte ganz Paris erbeben. Der „Figaro“ äußerte darüber: Das erinnert uns an den Sturz des Kaiserreichs, das heißt

Das that mehr wie heizen, das war schon die Feuerbrunst im Herzen des Volkes. Ueberall, wo man einen freien Versammlungssaal fand, berief man lärmende, aufgeregte Versammlungen ein. Die Volksbewegung wuchs lawinenartig an und drohte alles auf ihrem Lauf zu entwurzeln.

Im Elysee schien man Furcht vor der Bewegung zu bekommen, der König der Republik räumte das Feld und gab seine Demission. — Aber eine andere Person bedrohte die Volksrepublik, Ferry, die Personifikation der raubgierigen Bourgeoisie, wurde an Stelle Grevy's aufgestellt und hatte viele Aussicht, die Majorität auf sich zu vereinigen, er besaß sowohl in der Kammer wie im Senat viele Freunde. Das hieß also an die Stelle des Schlechten etwas noch Schlimmeres setzen wollen, und diese Perspektive trieb die Wuth des Volkes bis zum Paroxysmus. Angehts dieser Eventualität wurde am 30. November eine neue Monstreversammlung durch das Zentral-Komitee einberufen. Das Komitee hielt jedes Hörgern für falsch und gefährlich und rief daher in jener Versammlung das Volk zu den Waffen. Die Versammlung beantwortete diese Aufforderung mit einem einzigen, furchtbaren Zustimmungsschrei und zeigte dadurch, daß das Komitee seine Stimmung ertränken, seinen eigenen Willen ausgesprochen habe. Die Lösung, gebt uns die Lösung! . . . Die Antwort blieb unverständlich. Da erschien die mächtige Gestalt des Generals Eudes auf der Tribüne, und mit seiner Donnerstimme rief er der Menge zu: Die Lösung wollt Ihr? . . . Morgen . . . Alle auf dem Konfordinenplatz . . . Nieder mit Ferry, es lebe die soziale Republik!

Am folgenden Morgen bedeckte eine wüthende und frenetische Masse die öffentlichen Plätze des Zentrums von Paris, sie stüthete bis zum Konfordinenplatz und wieder zurück und wogte wie ein wüthendes, jeden Augenblick anschwellendes Meer unter den Fenstern des Palais Bourbon. Man hörte überall den Ruf Eudes' wiederholen: Es lebe die soziale Republik, nieder mit Ferry!

Der 3. Dezember.

Der Tag, an dem die vereinigten Körperschaften der Deputirtenkammer und des Senats als Nationalkongress in Versailles tagten, um den neuen Präsidenten zu wählen, war da. Eudes und das Komitee, dem sich auch die Marginalen angeschlossen hatten, handelten keineswegs hinter dem Eindruck einer augenblicklichen Aufwallung, als sie sich schroff für die Schlacht entschieden. Mit dem sicheren Blick eines revolutionären Taktikers hatte er die Situation durchschaut. Die Karten lagen so gut, daß das Spiel gewonnen werden mußte. — Paris war durch jene fiebernde Wuth elektrifiziert, der für gewöhnlich nichts widersteht. Ferry war dem Volke verhaßt, durch seine berüchtigte Tongking-Affaire hatte er auch den bittersten Haß der Armee auf sich gelenkt. Von ihr war nichts zu befürchten, auf keinen Fall wäre sie gegen das Volk marschirt, das für den Sturz eines Mannes kämpfte, den sie selbst verabscheute. Demnach war der Sieg der Revolutionspartei nicht unwahrscheinlich. — Man wartete nur auf den Moment, in dem Ferry's Wahl Thatsache wurde. Die Vorbereitungen waren mit fieberhafter Thätigkeit betrieben, man bewaffnete sich mit Revolvern und verschaffte sich Waffen aller Art. Die Blanquisten hatten ihre Organisation auch in den Provinzen schlussfertig und ertheilten denselben die Anweisung, gleichzeitig mit Paris vorzugehen.

Die revolutionären Gruppen durchwachten die ganze Nacht vom 2. auf den 3. Dezember, das Zentral-Komitee tagte in Permanenz in der Rue de Temple. Dort erschienen auch die Delegirten der sozialistischen Liga und erklärten, daß sie am Morgen mitmarschiren würden, alle sozialistischen Streitkräfte, mit Ausnahme der Possibilisten, die sich der Regierung verkauft hatten, sammelten sich um das Zentral-Komitee; die Zeichen standen günstig.

Bei Tagesanbruch begab sich Eudes, begleitet von den blanquistischen und kollektivistischen Führern (unter Guesde und Quercy) nach dem Stadthaus und ließ sich dort einen Saal anweisen, in dem er sich mit seinem

Generalstabe einquartierte. Man wollte dem Handstreich auch eine Art gesetzmäßigen Anstrich geben, indem man ihn gewissermaßen unter den Schutz des Municipalraths stellte, dessen Majorität mit Herz und Seele für die Revolutionäre war.

Die ersten Nachrichten kommen an: Ferry hat die Majorität im ersten, zweiten und dritten Wahlgang. Das bedeutet also die Schlacht.

Eudes betrachtet die Menschen, die ihn umgeben. Alle scheinen kalt und entschlossen.

Verbreitet den Ruf „zu den Waffen“, sagt er zu den Einigen, Ihr verfügt Euch auf Eure Posten, zu den Anderen. —

Im Sprechen hatte er schnell einen Theil von Paris mit dem Bleistift aufs Papier geworfen, das war sein Schlachtplan, klar und einfach, verständlich für seine Offiziere.

Eben wollte man sich trennen, um zu handeln, als ein ungeheurer Lärm der unten versammelten Massen das Insurrektions-Komitee an die Fenster rief. — Auf dem Plage tauchte, umgeben von einer tosenden Volksmenge, ein Reiter auf. Es war einer der Gardisten von Paris, in der Hand hielt er ein Papier, welches er heftig hin und her schwenkte. Er schrie unaufhörlich in die Masse hinein und sein Ruf drang bis zu dem Saal, in dem das Komitee tagte:

Carnot ist gewählt!

Carnot ist gewählt! Das heißt, der Zorn des Volkes ist auf einmal verweht, wie der Inhalt eines Schlauches ausläuft, wenn man letzteren durchsticht. . . .

Die Schlacht ist unmöglich! Eudes und seine Freunde sahen verdutzt einander an. Die Schlacht war vereitelt, die die Besetzung des Präsidentenpostens nur zum äußeren Anlaß gehabt hatte, während ihre tieferen Ursachen in den Einrichtungen und Zuständen des bürgerlichen Staates zu suchen waren.

Ueberall dasselbe.

Die Schutzoll- und Währungspolitik der „Verein. Staaten“, so sehr auch die Verhältnisse sonst verschieden von den unsrigen sind, hat doch genau dieselben Erfolge, wie bei uns: Allgemeiner Schwindel, Steigen der Lebensmittelpreise, Kapitalistenvereinigungen zum Zweck der Preissteigerungen u. s. w. Wir finden in amerikanischen Blättern einen Artikel über diese Erscheinungen, dem wir Folgendes entnehmen:

Das Fachblatt „Commercial Bulletin“ vom 26. Dez. v. J. schreibt: „Mit Anfang des neuen Jahres werden wir, wie angenommen wird, hinter uns haben: die größte Zufuhr von Schweinen und Lagerverräthen von Provisionen, das Maximum der Zinsrate, sowie der Transportkosten, wobei sich die Vorräthe nunmehr vorwiegend in „starken“ (nicht zum Losschlagen der Waare gezwungenen) Händen befinden und, obschon die Preise, anbetrachts der großen Lagerbestände, bereits hochstehende sind, lassen die z. B. wirksamen Einflüsse eine noch weitere Erhöhung der Preise voraussehen.“

Das heißt, bemerkt dazu die N. B. J., einfach so viel: Ungeachtet des in ziemlich ungewöhnlich großen Lagerbeständen aufgestapelten Ueberflusses von Arbeitsprodukten hat das arbeitende Volk als Neujahrsbescherung eine empfindliche Vertheuerung aller Bedarfsgegenstände des Lebensunterhaltes zu erwarten.

Also, das ist die kapitalistisch-praktische Moral von der Geschichte: Arbeiter, bereitet Euch vor, den „Schmachtenriemen“ um ein paar Löcher enger zu schnüren, Angehts der Magazine, die überfüllt sind mit den Früchten Eures Fleißes!

Das Zusammenwirken der oben benannten drei Preissteigerungsfaktoren, in Verbindung mit der eben aus dem Aufhören der Geldpanik sich ergebenden Neubelebung des Spekulationsfiebers, — Alles spricht für die Nichtigkeit dieser Voraussicht.

In Nachstehendem lassen wir ein paar vergleichende Preisnotirungen folgen, welche für die gegenwärtig sich vorbereitende allgemeine Aufwärtsbewegung der Preise als typisch zu betrachten ist:

	am 27. Dezember.	
	1890	1889
Weizen, per Bushel	1.04 ¹ / ₂	86 ¹ / ₂
Weis	0.58 ¹ / ₂	39 ¹ / ₂
Hais	0.48	28 ¹ / ₂
Schweinefleisch, per Faß	10.12 ¹ / ₂	9.92
Speck, Schmalz	5.85	5.77

Weizen steht bereits seit drei Monaten um 20 bis 25 Cts. höher als in der gleichen Periode des Vorjahrs. Um nun aber zu zeigen, daß die hiesländischen hohen Preise für Brodstoffe nicht allein dem relativ geringen Ausfall der Ernten im Weltmarkt zuzuschreiben sind, bemerken wir noch, daß in den letzten acht Tagen der Weizenpreis in London sich zwischen 94 und 95 Cents bewegte, in New York dagegen zwischen 1.04 und 1.05 Doll. Für die nämliche Qualität Wehl varirte der Preis in London 1.30—1.31 Doll., in New York 3.90—4.00 Doll.; Rindfleisch in London 6.25—6.27 Doll., in New York 7.00—7.50 Doll.; Schweinefleisch

*) Es bleibt noch zu erklären, wie die Wahl Carnot's, an die vorher Niemand gedacht hatte, zu Stande kam. In den drei ersten Wahlgängen hatte, wie erwähnt, Ferry die Majorität auf sich vereinigt. Da traf aber in Versailles, wo der Kongress tagte, eine — fingirte — Depeche ein, Eudes habe die Kommune in Paris proklamirt und sei im Begriff, auf Versailles zu marschiren. Unter dem Eindruck dieser Nachricht ließ der Kongress Ferry fallen und wählte Carnot als Berühmungslandidaten.

5,62—5,78 Doll. in London, und 11,50—12,50 Doll. in New York, u. s. w.

Freilich handelt es sich in letzterer Parallele um eine bereits ziemlich alte, doch im gegenwärtigen Moment neuerdings recht beachtenswerthe Wahrheit: Theils in Folge des großkapitalistischen Schutzolls, theils Dank der kleinbürgerlichen Schwindel-Währungspolitik muß das Volk dieses Landes um so und so viel höhere Preise für seine eigenen Stapel-Produkte zahlen, damit die Aneigner dieser Produkte in der Lage sind, im Auslande um so und so viel billiger zu verkaufen.“

Zwei Arbeiter-Haushaltsbudgets.

In einer Versammlung der Arbeitslosen in Dresden wurde das Haushaltsbudget eines verheiratheten Maurers mit zwei Kindern (so viel erlaubt Malthus) aufgestellt:

Wöchentliche Ausgaben		Jährliche Ausgaben	
	Mark		Mark
Für Brot	2,20	Für Kleidung und	
„ Butter	1,90	Wäsche	170,—
„ Schmalz	—,50	„ Schuhzeug	60,—
„ Speck	—,50	„ Hausstandsfachen,	
„ Fleisch	1,80	wie Möbel u.	20,—
„ Mehl	—,20	„ Schulgeld	20,80
„ Eier	—,40	„ Steuern	19,—
„ Milch	—,50	„ Miethe	204,—
„ Kaffee, Thee	—,80	„ Vestüre, Bei-	
„ Zucker	—,—	tungen u.	22,—
„ Gewürz	—,05	„ Krankenkassen-	
„ Hülsenfrüchte	—,50	beiträge	20,10
„ Kartoffeln und		„ Vereinsbeiträge	9,—
andere Gemüse	—,60	„ Krankheiten	—,—
„ Essig und Oel	—,10	„ Versicherung	—,—
„ Bier	2,80	„ Vergnügen	—,—
„ Schnaps	—,—	„ Beleuchtung	21,—
„ Tabak und		„ Feuerung	52,—
„ Cigarren	1,—	„ Handwerks-	
		geräth	5,—
	Summa 13,41		Summa 622,90
			52 × 13,41 = 697,32
			Mark 1320,22

Nun aber hat erwiesenermaßen der Dresdener Maurer ein durchschnittliches Einkommen von 800 Mark; fehlen also noch 520 Mark.

Ein zweites Haushaltsbudget eines Maurers, Familienvaters mit fünf Kindern, bringt die Mannheimer „Volkstimme“:

„Unser Gewährsmann war am 23. April bis 21. November gegen einen Tagelohn von 3 Mk. 70 Pf. beschäftigt. Dies ergibt nach Abzug der Sonn-, Feier- und Regentage eine Arbeitssumme von 172 Tagen × Mk. 3,70 = 636 Mk. 40 Pf. Gesamtverdienst.“

Davon waren zu bestreiten:	
a) Schulden vom Winter 1889/90.	Mark
3 Monat Miethe à 15 Mk.	45,—
Anleihe	18,—
Verpfändet	44,—
Schwaaren	13,—
b) Kleider	110,—
c) 3 Paar Kinderschuh	9,—
d) 1 „ Frauenschuh	4,—
e) Reparaturen	5,—
f) Für den Mann an Stiefel	13,—
g) Wäsche, Bettzeug	11,—
h) Steuern	8,63
i) Ortskasse	11,16
k) 9 Monat Hausmiethe à 15 Mk.	135,—
l) Begräbnißkosten	15,—
	Summa 441,79

636 Mk. 40 Pf Jahres-Einkommen (Steuerschätzung 9,75 Mark)

441 „ 79 „ für vorstehende Ausgaben.

194 Mk. 61 Pf. oder 53 Pf. pro Tag für die Familie zur Bestreitung der Lebensmittel.“

Und dabei ist noch nicht einmal der Champagner mit eingerechnet, den die Kerle jeden Tag saufen!

„Freier“ Arbeiter, Sklave und Profit.

General John L. Black von South Carolina, ein früherer Sklavenbaron und nach der Sklavenbefreiung Ausbeuter von „freier“ Arbeitern, der es also wissen muß, sprach sich kürzlich über Sklavenarbeit und freie Arbeit folgendermaßen aus:

„Vor dem Kriege hatten wir durchschnittlich 800 Doll. für jeden Sklaven zu zahlen, unter fünf gefausten befand sich höchstens ein physisch brauchbarer Mann. Für weniger als die Zinsen einer solchen Kapitalanlage kann man heute einen tüchtigen Arbeiter anstellen, ohne das Risiko eines Verlustes durch Krankheit oder Tod zu laufen. . . . Aber freie Arbeit ist auch an sich von größerem Werth für den Unternehmer. Ich habe Sklaven gehalten und beschäufte jetzt eine große Anzahl Neger und meine Erfahrung ist die aller früheren Sklavenhalter. . . . Es ist eine Thatsache, daß, wenn es möglich wäre, die Frage ob Sklaverei oder Antisklaverei nochmals den früheren Staaten zur Abstimmung zu unterbreiten, die Sache Sklaverei unter den früheren Sklavenhaltern noch keine Korporalschaft an Stimmgebern für sich erzielen würde!“

Die „freie“ Arbeit ist profitabler wie die Sklavenarbeit. Deshalb sind die Ausbeuter so human gewesen und haben die Sklaverei abgeschafft. Die paar idealistischen Narren, die an der Antisklavereibewegung theilhaftig waren, werden von den schlaunen Yankee, die ja auch ihre Heiligen haben wollen, in eine kleine moralische Kapelle gesetzt und angebetet, und alle Moralphilosophen und solche, die es werden wollen, fallen vor moralischer Entzündung in Ohnmacht, weil — die freie Arbeit profitabler ist, wie die Sklavenarbeit.

Hinter dem Sklaven steht der Treiber mit der Peitsche und treibt ihn zur Arbeit. Aber der Sklave hat Geld gefosset und deshalb muthet man ihm nicht mehr zu, als er leisten kann.

Hinter dem freien Arbeiter steht der Hunger und treibt ihn zur Arbeit. Aber der Arbeiter kostet kein Geld und deshalb läßt man ihn sich so lange abrauern, bis er hinfällt — „man hat kein Risiko bei ihm“.

Der Sklave muß gefüttert werden, auch wenn es keine Arbeit giebt.

Der Arbeiter kann den Magen so lange an den Haken hängen.

Das Gold Südafrika's und sein Einfluß.

Die Goldausbeute des Transvaal war 1888 erst 16 Millionen Mark werth, 1889 schon 28 Millionen, 1890 35 Millionen. Die gesammte Goldausbeute der Welt betrug nach Soetbeer 1887 446,7 Millionen, 1888 463,1 Millionen, 1889 483,8 Millionen. Ihre Zunahme in dieser Zeit entspricht also ungefähr dem Werth der Transvaalausbeute, und man kann demnach für 1890 eine Gesamtausbeute von 500 Millionen Mark erwarten. Für 1891 sind Erweiterungen des Betriebes geplant, 1892 werden die Eisenbahnen von der Seeküste zu den Goldfeldern in Betrieb sein; damit wird also auf eine weitere namhafte Erhöhung der Produktion zu rechnen sein. Dann würde die Goldausbeute der Welt, wenn nicht etwa anderwärts ein Rückschlag eintritt, sich wieder den Ziffern nähern, die sie in der ersten Zeit nach den kalifornischen und australischen Entdeckungen aufwies. Der Werth der gesammten Goldausbeute betrug nach Soetbeer durchschnittlich:

Mill. Mark	Mill. Mark
1851—55 556,3	1883 403,3
1856—60 562,9	1884 407,8
1861—65 516,3	1885 431,6
1866—70 544,1	1886 450,6
1871—75 485,2	1887 446,4
1876—80 481,0	1888 463,1
1881 443,2	1889 493,8
1882 411,3	

Die Jahre 1851—60 waren diejenigen, in welchen das kalifornische und australische Gold auf den Weltmarkt strömte, denn 1851 wurden die australischen Goldfelder und kurz nach ihnen die kalifornischen entdeckt. Die größte Produktion der kalifornischen Goldfelder fällt in die Jahre 1851—55, diejenige der australischen zwischen 1855—60. Die Erhöhung der Ausbeute von 1865—70 fällt auf Australien, wo damals neue Goldfelder entdeckt waren.

Die „Frankf. Ztg.“, der wir die Angaben entnehmen, bemerkt hierzu: „In den 50er, wie in den 60er Jahren folgte auf die vermehrte Goldausbeute eine Periode des geschäftlichen Aufschwungs, die das erste Mal mit dem Krach von 1857 endete, das zweite Mal durch den Krieg von 1870 unterbrochen wurde und dann um so fürmlicher sich fortsetzte bis zu dem Krach von 1873, welches wird diesmal die Wirkung des begonnenen und in der Steigerung begriffenen neuen Goldzuflusses sein?“

Natürlich ist es schwer, vorauszusagen, wie sich die Dinge entwickeln werden. Allein die Sache ist doch für unser ganzes wirtschaftliches Leben, und damit auch für unsere politische Bewegung wichtig genug, daß wir die eventuellen Folgen in's Auge fassen dürfen.

Vermehrte Goldproduktion bedeutet ein Sinken im Werthe des Goldes. Das Gold ist aber als Geld allgemein im Werthmaß aller Waaren. In demselben Verhältnis, wie das Gold im Werthe fällt, steigt der im Gold ausgedrückte Werth der Waaren. Die Folge ist, daß das Kapital größere Profite macht, die größeren Profite verlocken zu einer größeren Produktion, und wir stehen vor einer Periode des „wirtschaftlichen Aufschwungs.“

Zwar werden die Arbeiter zunächst bena theiligt. Indem das Gold billiger und die Waaren theurer werden, besitzt ihr Lohn weniger Kaufkraft, und obgleich sie dieselbe Summe von Mark und Pfennigen erhalten, ist ihr Lohn doch niedriger wie früher. Aber der industrielle Aufschwung kommt ihnen zu Hilfe. Die neu gegründeten und vergrößerten Unternehmungen brauchen mehr Arbeiter, die industrielle Reserve-Armee wird aufgefogen, die Arbeitslosen werden beschäftigt, und es stellt sich ein Arbeitermangel ein. Damit haben es die Arbeiter in die Hand, den Lohn in die Höhe zu bringen.

Daß die Achtundvierziger revolutionäre Bewegung so schnell erlosch, hatte zum großen Theil seine Ursache mit in der vermehrten Goldproduktion, welche der Industrie einen kräftigen Anstoß gab, und die Arbeiter, die ja immer die Soldaten der Revolution sind, von den politischen Dingen ablenkte.

Wir müssen dem betreffenden Vorgesandten der „Frankf. Ztg.“ die Verantwortung für seine Angaben überlassen. Nach anderen Nachrichten soll mit den Transvaal-Goldfeldern und ihrer Ausbeute ein riesiger

Schwindel getrieben werden. Indessen, wenn wir die Richtigkeit der Notiz auch annehmen, so liegt doch keine Befürchtung vor, daß sich die Verhältnisse so gestalten werden, wie in den fünfziger und sechziger Jahren. Die Kapitalkonzentration ist jetzt soweit vorgeschritten, daß man theilweise eine ziemlich entgegengesetzte Wirkung erwarten kann. Ein derartiger Aufschwung der Produktion, wie er damals stattfand, war nur möglich, so lange eine verhältnismäßig große Anzahl von Produzenten existierte, welche weder den Umfang der Nachfrage noch des Angebots berechnen konnten. Jetzt, wo einzelne Industriezweige gänzlich in den Händen von einigen Leuten oder Gesellschaften sind, alle anderen es in kurzer Zeit sein werden, ist schon eine gewisse Ueberficht möglich, welche die schlimmsten Orgien der Ueberproduktion unmöglich macht. Die Zunahme der Goldproduktion wird diese Unternehmerfurcht nicht zur kritiklosen Steigerung ihrer Produktion bewegen, sie werden sich darauf beschränken, ihre Profite zu vergrößern. Außerdem wird sie, da jede Preisrevolution kapitalkonzentrierende Tendenzen hat, wieder einen kräftigen Stoß nach vorwärts in den sozialistischen Staat thun. Ob die Arbeiter im Stande sein werden, eine Erniedrigung ihres Lohnsatzes abzuwenden, ist noch fraglich. Die Arbeitslosigkeit wird schwerlich vermindert werden, und Streiks gegenüber wird das Kapital immer stärker, je konzentrierter es ist. Ob es möglich ist, daß gegen die vereinigten Kapitalmassen die vereinigten Arbeitermassen aufmarschiren und Lohnkämpfe von bis jetzt ungeahnten Dimensionen kämpfen, erscheint Angesichts der liebenden Fürsorge der Staaten für die Arbeitgeber ziemlich undenkbar. Bis dahin wird ja auch wohl die gewerkschaftliche Knebelung des Proletariats vollendet sein.

Aber da kommen allerhand Dinge durcheinander. Der Militarismus der schon so zur Explosion drückt, wird einen neuen Anstoß erhalten, und der auch sonst unausbleibliche Krieg, der die Götterdämmerung der bestehenden Welt bilden wird, wird weitere Komplikationen hervorrufen, die jetzt nicht einmal zu ahnen sind.

Das allgemeine Wahlrecht in Oesterreich.

Es scheint, daß das allgemeine Wahlrecht auch bei den voraussichtlich im Herbst stattfindenden Wahlen für das Abgeordnetenhaus des Reichsrathes von Seite der einen oder andern Partei als Wahlparole zu dem Zwecke ausgegeben werden wird, um die Sozialdemokraten, soweit sie eben wahlberechtigt sind, zu fördern und bei einer etwa nothwendig werdenden Nachwahl die Stimmen derselben auf den Kandidaten zu vereinigen, der diese Forderung vertritt. Seit einiger Zeit plaidiren die liberalen Journale mit einer auffälligen Beharlichkeit für das allgemeine Wahlrecht, und die Antisemiten, die sich von den Liberalen in Punkt „Volkshöflichkeit“ den Rang nicht wollen ablaufen lassen, sind ihnen nachgehumpelt. Die Herrschaften dürften sich aber auf beiden Seiten täuschen; die Arbeiter sind politisch viel zu reif, als daß sie auf derlei plumpe Mandar, die doch nur auf den Stimmenfang berechnet sind, hineinfallen sollten.

Aber nicht nur des Stimmenfanges wegen dürfte das allgemeine Wahlrecht zur Wahlparole gemacht werden, sondern auch aus einem ganz anderen Grunde. Die politischen Parteien Oesterreichs sind nämlich bankerott, sie wollen die Programme nicht mehr anerkennen, denen sie ihre Namen zu verdanken haben und auf die sie gewählt worden sind; die Liberalen haben das liberale, die Konservativen das konservative Programm fallen lassen und nationale Fragen waren es, von denen in den letzten Jahren die Parteien sich leiten ließen, wenigstens sich leiten zu lassen vorgaben.

In Wahrheit war es nur eine Schacherpolitik, eine Augenblickspolitik, die von allen Parteien getrieben wurde. Diejenigen Parteien, die der Rechten angehörten, suchten für ihre Wahlkreise und Länder materielle Vortheile zu erlangen, sie ließen sich die Unterstützung der Regierung bezahlen. Die Herren von der liberalen Linken dagegen suchten regierungsfähig zu werden, um geeigneten Moments die Leitung der Regierungsgeschäfte übernehmen zu können; sie wurden zahm, so zahm, daß sie jetzt dem Grafen Taaffe sogar die Hand lassen würden, wenn er sie ihnen hinhielte, d. h. wenn er einige Minister aus ihren Reihen entnehmen würde.

Wärden nun die Abgeordneten im Herbst vor ihre Wähler hintreten und diese fragen, was habt Ihr gethan, um unser schönes Programm durchzuführen, die Herren wären wahrlich in Verlegenheit, was sie antworten sollten. Denn sie haben sich im Parlamente um so viele Geschäfte gekümmert, daß sie das Programm ganz vergessen haben. Nun, da wird das allgemeine Wahlrecht ein sehr hübscher Aufspug für die Kandidatenreden werden, es wird die Aufmerksamkeit der Wähler ablenken, aber mehr als Aufspug wird es nicht sein. Im Parlamente angelangt, werden die Herren die alte Politik beginnen.

So schreibt die Budapestener „Arbeiterpresse“. Und scheint es nicht recht glaublich, daß die bürgerlichen Parteien selbst in Oesterreich so dumm sein sollten. Mit den Sozialdemokraten im Reichstag Geschäfte zu machen ist eine Bismarck'sche Idee. Der schlaune Mann ist damit gründlich hineingefallen und hat sich vermuthlich oft genug geärgert, daß er so naiv war. Ja, es ist offenbar nur noch eine Frage der Zeit, daß das allgemeine Wahlrecht, weil „das Volk noch nicht reif genug ist“, bei uns wieder von der Bildfläche verschwindet. Sollte diese Erfahrung nicht die Oesterreicher gewicht machen?

Aber freilich, möglich ist alles, und man darf seine Gegner nie für zu geistig halten, das ist noch gefährlicher, wie wenn man sie für zu dumm hält.

Wirkungen der Mac Kinleybill.

Eigenthümliche Wirkungen hat die Mac Kinleybill auf die Löhne der Arbeiter in den Vereinigten Staaten gehabt. Unsere verlogenen Schutzzöllner behaupten ja immer, daß durch die Schutzölle eine Steigerung der Löhne bewirkt werde. In Amerika hat man's eben so gemacht. So rechnete die Weißblech- und Eisenarbeiterverbindung mit Bestimmtheit auf Lohnerhöhungen, allein obgleich der Preis des Artikels scharf stieg, blieb der Lohn derselbe. Die Löhnen-Arbeiter und Typengießer melden, daß, obgleich ihnen vor dem Vorkommen der Mc. Kinley-Akte große Lohnerhöhung versprochen worden war, die Arbeitgeber doch nicht ihr Wort hielten; sie beanspruchten sogar einen Trust zu gründen, um die Produktion der Typen ganz zu beherrschen und die Löhne herunterzuschrauben. In der Manhattan-Metallfabrik brachte die Mc. Kinleybill eine Herabminderung der Löhne zu Wege. Die Arbeiter versuchten wohl einen Streik, allein nach kurzem Kampf gaben sie nach und lehrten mit verringerten Löhnen zur Arbeit zurück. Lohnerabsetzung mußten sich auch die Spigenarbeiter, Mäntelarbeiter und Plätschappenarbeiter der größten Fabriken gefallen lassen. Ganz verhängnißvoll waren die Folgen für die Arbeiter im Zigarrengeschäft; die größten Fabriken setzten den Arbeiterslohn von 1 bis 2 Doll. per Tausend herunter. Die Teppich- und Seidenarbeiter haben eine Lohnerkürzung von 10—20 pCt. erfahren. Aehnliche Berichte kommen von allen Arbeitergenossenschaften aus allen Theilen der Vereinigten Staaten. Die einzige Branche, in welcher eine Erhöhung des Lohnes stattfand, sind die Goldblattschläger; in diesem Geschäft ist jedoch nur eine geringe Anzahl von Arbeitern beschäftigt.

Die Civillisten der europäischen Fürsten.

Einer italienischen Zeitung entnehmen wir folgende Aufstellung der Civillisten, welche die europäischen Fürsten beziehen:

Rußland	30,412,000 Mark
Oesterreich	18,600,000 „
Preußen	16,000,000 „
Italien	12,024,000 „
England	11,758,763 „
Spanien	7,600,000 „
Bayern	4,320,800 „
Belgien	3,520,600 „
Niederlande	2,184,000 „
Schweden und Norwegen	1,487,856 „
Dänemark	1,280,240 „
Griechenland	1,060,000 „
Serbien	960,000 „
Luemburg	160,000 „
Summa	111,387,259 Mark

oder 111 1/2 Millionen Mark.

Die Internationalität des Kapitals.

Die Breßlauer der Bourgeoisie müssen zwar zum Nationalitätsgefühl aufregen, und die Völker müssen in den bunten Rock gehakt werden und sich gegenseitig die Zähne weisen; aber unterdessen vertritt sich die Bourgeoisie ganz gut und laßt über die Dummheit, die glauben, daß sie ihre Nationalitätspropheten ernst meint. Ja, die Bourgeoisie der verschiedenen Vaterländer verstehen sich sogar so gut untereinander, daß sie sich verbinden, um die Andern über's Ohr zu hauen. Ein Beispiel dieser internationalen Kapitalistenolidarität sind die internationalen Kartelle. Es giebt augenblicklich folgende: Internationales Spiegelglas Syndikat; Konvention der europäisch-nordamerikanischen Dampfer-Gesellschaften; Vereinbarung zwischen der schweizerischen und französischen Uhren-Industrie; Baumwollen-Korner; Kaffee-Syndikat; Diamant-Syndikat; Matina-Ring; Quecksilber-Ring; Raoutchout-Handelsmonopol.

Literarisches.

Ein sehr empfehlenswertes Unternehmen ist die Jugendzeitschrift „Die Jugend“ von Bruno Wille. Gerade auf unsere Jugend kommt es an; sie muß in freierwilligem Geiste erzogen werden, die schädlichen Einflüsse, welche die reaktionäre Schule und die durch die Schule vermittelte Lektüre ausüben, muß paralysirt werden. Dazu ist das geeignetste Mittel eine derartige Jugendzeitschrift. Wir wünschen dem Unternehmen alles Gedeihen und hoffen, daß die Herausgeber bald in die Lage gesetzt sind, es zu erweitern und zu vergrößern, damit es seine gute Wirkung noch reichlicher ausüben kann. Jedem überzeugten Sozialdemokraten, der wünscht, daß seine Kinder in unserm Sinn aufwachsen, können wir das Abonnement empfehlen.

Delles v. Liliencron. Der Halbgegänger und andere Gedichte. Leipzig, W. Friedrich, 132 S., 3 Mark.

Ein neuer Band Gedichte von dem ersten unter unsen jüngeren lyrischen Talenten. Die überall bei 2 findet sich neben den Perlen manches Runderwerthige; aber ein großer Theil der Gedichte gehören in der unüberbarten Einmüthigkeit des künstlerischen Ausdrucks, in dem tiefgefühlten Zusammenhängen der Form mit dem Inhalt und in dem schlichten, Naturlautartigen des Ganzen zu dem Vorzüglichsten, was wir in unserer lyrischen Literatur besitzen. Und so weit wir auch von der Bekanntheit des Dichters entfernt sind, ein Umstand, der ihm gerade bei un'ren Lesern sehr schaden wird, so sehr müssen wir doch seine hohe künstlerische Bedeutung anerkennen. Wir bringen in der heutigen Nummer eins der schönsten Gedichte zur Probe.

Diejenigen auswärtigen Expediteure, welche noch mit den Abonnementsgeldern im Rückstande sind, werden höflich ersucht, ihre Rechnungen begleichen zu wollen, da wir sonst zu unliebsamen Maßregeln gezwungen sind. Die Expedition.

Briefkasten.

H. N. 5. Unseres Erachtens genügt es bei der Frage, sammtlich in Berlin SO., Eilbich-Ufer 55.

Verstoßen.

Von Detlev v. Lillencron.

Was mir gestern mein Freund erzählt,
Hat mich bis in den Traum gequält.
Die Welt ist so roh, ich verstehe sie nicht —
Und also lautete sein Bericht:

In der großen süddeutschen Stadt,
Die ein drollig Kindl im Wappen hat,
Hab ich die Hochschule einst besucht,
Mit wackrem Fleiße vieles gebucht,
Daß es mir später im Leben nütze.
Doch nebenbei, meine bunte Mäße
War der Bürge, daß nicht alle Zeit
Ich hinbrachte nur in Gelehrsamkeit.
Gesang und Trunk und mancher Schmiß,
Der rechts und links mir die Waden zerriß.
Sind Zeugen, daß ich kein Dudmäuser war
In jenen lustigen, jubelnden Jahr.
Ein Mädcl, wie's mit sich bringt der Brauch,
Hab' ich damals bejessen auch,
Ein liebes, gutes, vergnügtes Ding,
Das voller Dargebung an mir hing.
Doch plötzlich, wer wagt unser Herz zu lennen,
Ward sie mir lästig, ich mußte mich trennen.
Das konnte das arme Geschöpf nicht begreifen,

Daß ich so schnell sie wollt' von mir streifen.
Sie wehrte sich, das half ihr nicht viel,
Ich hielt punktfeist nur auf mein Ziel.
Und endlich, ich gab ihr manch rauhes Wort,
Sagte sie traurig: Weit zieh ich fort,
Ich kann da nimmer des Schmerzes genesen,
Wo ich so fröhlich mit dir gewesen.

Ich schenk' ihr, was ich grad' hatt' an Geld,
Und habe sie dann auf den Bahnhof bestellt.
Durch die Glashür konnt' ich, von ihr nicht erkannt,
Sie beobachten in ihrem Wittwenstand:
Sie sah mit tief gesenktem Sinn
Und starrte theilnahmlos vor sich hin.
Und um sie her Gelächter, Gepflapper,
Biergläsergerell und Tellergerall,
Hier vom Trost beruhigte Abschiedsthränen,
Dort munter den Goldtag der Zukunft wähen.
Und unter all' den Menschengrimassen
Quält sie allein sich, von allen verlassen.
Nun trat ich ein, ihren Schein in Händen,
In Zürich erst wollte die Fahrt sie beenden.
Als sie mich sah, einen Augenblick
Dachte sie wohl an ein wendend Geschick,

Doch als halb verdrossen, halb unverhohlen
Meine Freude ich kundgab, schaut sie verstohlen
Noch einmal zu mir: das war sein Lieben,
Von ihm, ach von ihm in's Elend getrieben.
„Einsteigen nach Lindau“, und ohne zu zagen
Führt' ich am Arm sie zum Eisenbahnwagen.
„Dein liebes Katherl“, schluchzt sie zulezt,
Dann hat sie sich in's Koupee gesetzt.
Ihr Taschentuch hielt sie vor's Gesicht
Und weinte bebend — ich sah es nicht.
Ein Pfiff, ich stand auf dem Bahnsteig allein,
Sie fuhr in die kalte Welt hinein.

Nie wieder hab' ich von ihr gehört,
Ob sie gestorben, gerettet, bethört,
Ob ihr das Glück seinen Hellmorgen gezeigt,
Ob krächzend der Kummer die Fiedel ihr geigt.
Zuweilen, die grausam ich von ihr stieß,
Die undankbar ich von mir ließ,
Steht Nachts sie vor mir, lächelnd, fahl —
Das Leben, ah was, macht uns alle brutal.

(Aus „Der Heidegänger“, Leipzig, B. Friedrich.)

Fettfugel.

Von Guy de Maupassant. (Nachdr. verboten.)

(Fortsetzung.)

Ein sonderbarer Zufall war es, daß alle Frauen auf derselben Bank saßen; die Gräfin hatte noch zwei fromme Schwestern als Nachbarinnen, welche, lange Rosenkränze ableiernd, ein Paternoster und ein Ave Maria nach dem andern murrten. Die eine war alt, und ihr Gesicht war so mit Blatternarben bedeckt, daß es aussah, als hätte sie eine Mitraillenentladung dorthin erhalten. Die andere war sehr schwächlich und zeigte einen hübschen Kopf mit kränklichen Gesichtszügen, ihre Brust verrieth, daß sie schwindsüchtig war und sie schien von jenem verzehrenden Glaubenseifer durchdrungen, welcher Märtyrer und Schwärmer gebiert. Gegenüber diesen beiden Bekchwistern saßen ein Mann und eine Frau, welche aller Blicke auf sich lenkten.

Der Mann war kein anderer als der sehr wohl bekannte Demokrat Cormudet, der Schrecken aller Vornehmen. Seit zwanzig Jahren bereits sah man ihn mit seinem roten Bart in allen von Demokraten besuchten Kaffeehäusern verkehren. Mit seinen Brüdern und Freunden hatte er ein ziemlich bedeutendes Vermögen durchgebracht, das Erbtheil von seinem Vater, einem ehemaligen Konditor; jetzt wartete er mit Ungeduld auf die Republik, um endlich die Stellung zu erhalten, welcher er schon so viel Geld geopfert hatte. Am vierten September hatte er, vielleicht infolge eines schlechten Wipes, geglaubt, er sei zum Präfeld ernannt; aber als er sein Amt antreten wollte, weigerten sich die Bureauchreiber, ihn anzuerkennen, und er mußte wieder seine Wege gehen. Uebrigens war er ein gutmüthiger Burche, harmlos und dienstfertig; er hatte sich auch mit unvergleichlichem Eifer damit beschäftigt, die Vertbeidigungsarbeiten zu organisiren. Zu diesem Zweck hatte er tiefe Löcher in die umliegenden Ebenen graben und alle jungen Bäume der benachbarten Wälder umhauen lassen, auf allen Landstraßen hatte er Fallen aufgestellt, und als endlich der Feind kam, war er, zufrieden über sein Werk, schleunigst in die Stadt zurückgeeil. Jetzt hatte er die Absicht, nach Havre zu gehen, um sich dort bei den neuen Verschanzungen vielleicht nützlicher zu machen.

Die Dame, eine von denen, welche man die „Gallanten“ nennt, war wegen ihrer vorzeitigen Wohlbeleibtheit berühmt, welche ihr den Namen „Fettfugel“ eingebracht hatte. Klein, überall fett und rund, hatte sie kleine dicke Finger, ihre glatte Haut glänzte, ihre dicke Kehle bauchte das Kleid auf; trotzdem aber blieb sie ein begehrendwerther und gesuchter Artikel, so sehr gefiel ihre Frische. Ihr Gesicht war wie ein rothwangiger Apfel wie die Knospe einer Pfingstrose, und aus demselben hervor strahlten zwei prächtige schwarze Augen, beschattet von großen, dichten Wimpern; der reizende kleine Mund mit seinen beständig feuchten, zum Küssen verlockenden Lippen, zeigte eine Reihe kleiner, tabellos weißer Zähne. Außerdem, ging die Rede, sollte sie noch zahlreiche unschätzbare und undenkbare Eigenschaften besitzen.

Sobald man sie erkannt hatte, machte sich unter den ehrbaren Frauen eine sonderbare Aufregung geltend, und man konnte die Worte „Prostituirte“ und „öffentliche Schande“ so deutlich hören, daß sie den Kopf erhob und ihre Nachbarschaft mit so herausfordernden lecken und Blicken musterte, daß sofort tiefes Schweigen eintrat und alle die Augen niederschlugen mit Ausnahme von Loiseau, welcher sie mit heiterer Miene beobachtete.

Allein es dauerte gar nicht lange, so begann die Unterhaltung zwischen den drei Damen wieder, welche

die Gegenwart dieses „Frauenzimmers“ plötzlich eng miteinander befreundet hatte. Es schien ihnen, als müßten sie sich als würdige Ehefrauen vereinigen gegen diese schamlose feile Dirne; denn die strenge, gesetzlich erlaubte Liebe fühlte sich stets über ihre freie Schwester erhaben.

Auch die drei Männer, welche beim Anblick Cormudet's sich zu einander hingezogen fühlten, sprachen als Geldpropheten mit einer gewissen Verachtung von den Armen. Graf Hubert sprach von dem Schaden, welchen die Preußen ihm angerichtet hatten, von den Verlusten, welche sich aus dem gestohlenen Vieh und den verwüsteten Ernten ergeben würden. Dies alles erzählte er mit dem Stolz eines zehnjährigen Millionärs, welchem diese Verwüstungen kaum ein Jahr lang fühlbar sein würden. Herr Carré-Lamadon, sehr erfahren in der Spinnindustrie, hatte aus Vorsicht sechzigtausend Francs nach England geschickt, als Nothpfennig, den er sich für alle Fälle sichern wollte. Was Loiseau anbetraf, so hatte er sich dadurch gedeckt, daß er alle gewöhnlichen Weine, welche noch in seinen Kellern lagerten, an die französische Intendanturbehörde verkaufte, so daß ihm der Staat jetzt eine beträchtliche Summe schuldete, welche er in Havre zu erheben gedachte.

Dabei warfen alle drei einander eifrig freundliche Blicke zu; denn obwohl sie in der Gesellschaft von verschiedenem Range waren, fühlten sie sich doch als Brüder insofern, als sie alle auf den großen Geldbeutel klopfen konnten; sie fühlten sich als Brüder in dem großen Freimaurerbunde der Reichen, bei denen die Goldfische klingen, sobald sie in die Hosentasche greifen.

Der Wagen fuhr so langsam, daß man um zehn Uhr Morgens noch nicht einmal vier Meilen zurückgelegt hatte. Dreimal stiegen die Männer aus, um die Hügel hinauf zu Fuße zu gehen, und man wurde allmählich besorgt, da doch in Fôtes gefrähtstet werden sollte, während man unter solchen Umständen starke Zweifel hegte, vor Einbruch der Nacht dahin zu gelangen. Schon spähte ein jeder nach einem Wirthshause an der Landstraße, als plötzlich der Eilwagen in einer Schneewehe festfuhr und man zwei Stunden brauchte, um ihn wieder los zu machen.

Allmählich machte sich der Hunger stark fühlbar; aber keine Garküche keine Weintneipe zeigte sich, die Annäherung der Preußen und der Durchzug der ausgehungerten französischen Truppen hatte die ganze Industrie brach gelegt.

Die Herren eilten in die Bauerngüter, welche am Wege lagen, konnten aber nicht einmal Brot bekommen, denn der mißtrauische Bauer hielt seine Nahrungsmittel verborgen aus Furcht, von den Soldaten geplündert zu werden, welche vor Hunger alles nahmen, was sie entdeckten.

Gegen ein Uhr Nachmittags bemerkte Loiseau, daß er entschieden eine schreckliche Leere in seinem Magen fühlte; allein dasselbe Gefühl empfanden auch die andern schon lange, und das sich beständig steigende Bedürfnis nach Nahrung hatte alle Unterhaltung erstickt.

Von Zeit zu Zeit gähnte der eine Passagier; ein anderer folgte ihm fast augenblicklich, und so öffnete jeder, je nach seinem Charakter, seiner Lebensart und seiner gesellschaftlichen Stellung den Mund entweder recht geräuschvoll oder ganz bescheiden und schnell die Hand vor die klastende Oeffnung haltend, aus welcher der Hauch als Dampfvolke entströmte.

„Fettfugel“ beugte sich mehrmals vor, als ob sie etwas unter ihren Kleidern suchte; dabei zögerte sie einige Augenblicke, betrachtete ihre Nachbarschaft und richtete

sich endlich ruhig wieder empor. Alle Gesichter waren bleich und verzerrt. Loiseau versicherte, er würde jetzt gern tausend Francs für ein einziges Stüchchen Schinken geben. Seine Frau gab ihm bei dieser Bemerkung einen Wink, der ihr Mißfallen darüber ausdrückte; dann aber beruhigte sie sich wieder. Es machte ihr immer bitteren Schmerz, wenn sie von vergeudetem Gelde sprechen hörte, und sie verstand in dieser Beziehung nicht einmal einen Scherz.

„Thatsache ist, daß ich mich durchaus nicht wohl fühle“, sagte der Graf. „Wie ist es aber auch nur möglich gewesen, daß ich nicht daran gedacht habe, etwas Proviant mitzunehmen.“ Diesen Vorwurf machte sich ein Jeder.

Cormudet indessen hatte ein Fläschchen voll Rum und bot den übrigen Passagieren zu trinken an, wurde aber kalt abgewiesen. Nur Loiseau nahm einige Tropfen an, und als er die Flasche zurückgab, sagte er dankend: „Das ist immerhin nicht so schlecht, es erwärmt wenigstens den Magen.“

Das Alkohol verzepte ihn in gute Laune, und er schlug vor, es zu machen, wie auf der See, nämlich den fettesten Reisenden zu verspeisen. Diese indirekte Anspielung auf Jungfer Fettfugel ward von den anständigen Leuten äbel vermerkt, und man antwortete nicht; nur Cormudet lächelte. Die beiden frommen Schwestern hatten aufgehört, ihren Rosenkranz abzuleiern, und die Hände in ihre weiten Ärmel verborgen, saßen sie unbeweglich da, hartnädig die Augen niederschlagend und ohne Zweifel dem Himmel das Uebel anheimstellend, welches er ihnen auferlegte.

Als man sich endlich gegen drei Uhr mitten in einer unübersehbaren Ebnen befand, bückte sich Fettfugel rasch und zog unter der Bank einen großen, mit einer weißen Serviette bedeckten Korb hervor.

Zuerst nahm sie nun einen Faienteller und einen feinen silbernen Fleischtopf heraus, hierauf eine weite Terrine, in welcher zwei schon zerlegte Hühner lagen; außerdem konnte man in dem Korbe noch viele andere schöne Dinge bemerken, Pasteten, Früchte, allerhand Leckerereien, kurz, reichlichen Proviant für eine dreitägige Reise, um nicht in den Wirthshäusern essen zu müssen. Vier Weinflaschen lugten auch noch zwischen den Speisepacketen hervor. Hierauf nahm die Dirne einen Hühnerstängel und verzehrte denselben mit einem jener Brötchen, welche man in der Normandie „Rogence“ nennt.

Alle Blicke waren auf sie gerichtet, und als sich der leckere Geruch verbreitete, schnüffelten die übrigen Passagiere; das Wasser lief ihnen im Munde zusammen, und ihre Kinntladen verzogen sich schmerzlich. Die Verachtung der vornehmen Damen gegen jenes Frauenzimmer steigerte sich zu einer wilden Wuth, zu einer Bier, sie zu tödten oder aus dem Wagen zu werfen, diese erbärmliche Kreatur mit sammt ihren ganzen Leckerbissen.

Loiseau aber konnte kein Auge von der Terrine mit dem Hühnerbraten wenden.

„Ah!“ rief er, „Madame ist vorsichtiger gewesen als wir. Es giebt doch Leute, welche stets an Alles denken.“

Lächelnd blickte sie ihn an und sagte: „Bitte, mein Herr, wollen Sie etwas haben? Es ist unangenehm, wenn man schon seit dem Morgen fasten muß.“

„Meiner Treu“, entgegnete er, „offen gestanden schlage ich es nicht ab, ich halte es wahrlich nicht länger aus. Im Krieg ist das einmal nicht anders, nicht wahr, Madame?“ Dabei warf er einen Blick auf seine Umgebung und fügte beschönigend hinzu:

„In solchen Augenblicken muß man froh sein, Leute zu finden, welche Einem so freundlich entgegenkommen.“
Um seine Hofe nicht zu beschmutzen, breitete er ein Zeitungsblatt darüber aus, zog sein Messer aus der Tasche und hob einen von Gelse ganz überzogenen Hühnerchenkel aus der Terrine, den er mit so augenscheinlicher Befriedigung verzehrte, daß im Wagen ein allgemeiner Seufzer der Beklommenheit aufstieg.

Als hierauf Fräulein Fetzflugel mit lauter Stimme die beiden frommen Schwestern zur Theilnahme an ihrer Mahlzeit einlud, waren beide sofort bereit, und nachdem sie einige Worte des Dankes gestammelt hatten, langten sie hastig zu, ohne jedoch die Augen dabei aufzuschlagen. Auch Cormudet schlug das Anerbieten seiner Nachbarin nicht aus, und so bildete sich mit den beiden Betschwestern eine Art Tischgesellschaft, indem man einander gegenseitig Zeitungsblätter auf den Schoß legte.

Nun begann das Essen, als gelte es eine Wette; es war schon mehr ein gieriges Verschlingen. Loiseau hielt sich in seiner Ecke tückisch dazu und suchte mit leiser Stimme auch seine Frau zu bewegen. Lange weigerte sich diese, schließlich aber, als ihr Magen krampfhaft zu zucken begann, gab sie doch nach. Da frug ihr Gemahl seine „reizende Gefährtin“, ob sie ihm gestatte, der Madame Loiseau ein Stückchen anzubieten.

„Ei gewiß, mein Herr“, sagte die Dirne mit liebenswürdigem Lächeln und reichte ihm die Terrine.

Nachdem man die erste Flasche Bordeaux geleert hatte, fand sich zur allgemeinen Bestärkung, daß nur ein einziges Gefäß vorhanden war. Man mußte sich also behelfen, so gut es ging, und deshalb wurde dasselbe, nachdem es jedesmal sorgsam abgewischt worden war, herumgereicht. Nur Cormudet, ohne allen Zweifel aus Galanterie, that dies nicht, sondern brachte seine Lippen an die von den Lippen seiner Nachbarin noch feuchte Stelle.

Jetzt, wo sie von den sich mit Wohlbehagen sättigenden Leuten umgeben waren und von dem Geruch der lederen Speisen fast erstickt wurden, empfanden der Graf und die Gräfin von Bréville, ebenso wie Herr und Frau Carré-Lamadon jenes furchtbare Gefühl, welches man gemeinhin mit dem Namen Tantalusqualen bezeichnet. Plötzlich stieß die junge Frau des Fabrikbesizers einen Seufzer aus, bei dem sie alle erstaunt nach ihr umdrehen; sie sah bleich aus wie das ringsum lagernde Schneefeld, ihre Augen schlossen sich, und ihr Kopf neigte sich schlaff auf die Brust hernieder; sie war bewusstlos geworden. Ihr Gatte war außer sich und bat alle Anwesenden um Beistand. In der allgemeinen Bestärkung näherte sich die ältere der frommen Schwestern der Kranken, stützte ihren Kopf mit der Hand und brachte das Trinkgefäß von Fräulein Fetzflugel an ihre Lippen, ihr einige Tropfen Wein einflößend. Die schöne Dame regte sich wieder, öffnete die Augen und erklärte mit lächelnder Stimme, daß ihr jetzt wieder ganz wohl sei. Damit aber der Anfall sich nicht wiederholte, zwang die Betschwester sie, ein volles Glas Bordeaux zu leeren, indem sie bemerkte: „Das rührt nur vom Hunger her, von weiter garnichts.“

Da blühte Fräulein Fetzflugel erröthend und verlegen auf die vier Reisenden, welche noch nichts angenommen hatten, und stotterte:

„Mein Gott, wenn ich mir erlauben dürfte, den Herren und Damen etwas anzubieten...“ Weiter sagte sie nicht, da sie fürchtete, sie könne jene beleidigen. Jetzt ergriff Loiseau das Wort und rief:

„Poß Wetter, in solchen Fällen sind alle Menschen Brüder und müssen einander helfen. Vorwärts, meine Damen! machen Sie keine Umstände und nehmen Sie das Dargebotene an. Wissen wir denn, ob wir überhaupt ein Nachtquartier finden werden? Wenn die Bummelrei so fortgeht, können wir überhaupt nicht hoffen, vor morgen Mittag in Tötes zu sein.“

Noch immer zögerte man, da Niemand die Verantwortung eines „Ja“ auf sich zu nehmen wagte. Da machte der Graf schließlich selbst der Sache ein Ende, indem er sich zu der schüchtern dreinschauenden dicken Jungfer wandte und mit seiner stolzen Edelsmannsmiene erklärte:

„Wir nehmen dankend an, Madame.“

Dieser erste Schritt war entscheidend und mit ihm die Schranke des Kubikon überschritten. Nun ging es unverzagt über die Nahrungsmittel her, so daß bald der Korb fast leer war. Er enthielt schließlich nur noch eine Gänseleberpastete, eine Terchenpastete, ein Stück geräucherter Zunge, einige Crassanerbirnen, einen Pfefferluch von Poat-Lévéque, ein wenig Konjekt, sowie ein Gefäß voll Pfeffergurken und Essiggurken. Fräulein Fetzflugel liebte eben, wie alle Frauen, die schwer verdaulichen Speisen.

Anstandshalber konnte man natürlich nicht so ohne weiteres ihre Vorräthe verzehren, ohne mit ihr zu sprechen. So begann man denn zu plaudern, anfangs zwar immer noch mit einer gewissen vornehmen Zurückhaltung. Schließlich aber, zumal da ihr Benehmen nichts zu wünschen übrig ließ, wurde das Gespräch immer vertraulicher. Frau von Bréville und Frau Carré-Lamadon, beide von feiner Lebensart, entwickelten dabei eine graziose Zartheit. Besonders die Gräfin zeigte jene liebenswürdige Herablassung vornehmer Damen, welche selbst die Verührung mit unwürdigen Elementen nicht entehren kann. Aber die dicke Frau Loiseau mit ihrer Gensdormenseele blieb unfreundlich und wortkarg, während sie sich beim Essen tückisch dazuhielt.

Selbstverständlich drehte sich die Unterhaltung um den Krieg. Von den Preußen wußte man schauderhafte

Verbrechen zu erzählen, von den Franzosen hingegen allerhand Bravourstücken, und somit spendeten diese Heimathflüchtigen dem Ruth Anderer ihre Huldbigung. Bald spielte man auch auf das persönliche Gebiet über, und Fräulein Fetzflugel erzählte mit tiefer Erregung, mit jener Gluth der Rede, welche die Weiber zuweilen belunden, um ihre natürliche Leidenschaften auszudrücken, wie es gekommen war, daß sie Rouen verlassen hatte.

„Zuerst glaubte ich, bleiben zu können“, versetzte sie. „Mein Haus war reichlich mit Proviant versorgt und ich wollte lieber einige Soldaten verpflegen, als meine liebe Vaterstadt verlassen. Aber sobald ich jene Preußen erblickte, konnte ich mich nicht mehr halten. Mein Blut stockte vor Entrüstung, und ich empfand die Schmach unseres armen Landes so bitter, daß ich den ganzen Tag weinte. O! Sie hätten mich sehen sollen, wenn ich ein Mann wäre! Von meinen Fenstern aus sah ich diese dicken schmierigen Kerle mit ihren spitzen Helmen daherkommen, und nur mit Mühe konnte mich mein Dienstmädchen davon abhalten, daß ich ihnen mein Mobilier auf den Buckel schleuderte. Als darauf einige zu mir in's Quartier kamen, habe ich mich sofort auf den ersten losgestürzt. Diese Schufte sind doch mindestens ebenso leicht zu erwürgen als andere. Ich würde dem Kerl auch den Garauß gemacht haben, wenn man mich nicht bei den Haaren weggezogen hätte. Nach diesem Vorfall muß ich mich versteckt halten, und so sehen Sie mich denn jetzt hier.“

Von allen ward sie beglückwünscht und stieg auf diese Weise ganz bedeutend in der Achtung ihrer Reisegenossen, welche sich nicht so muthig gezeigt hatten. Cormudet hörte mit beistimmendem wohlwollenden Lächeln zu wie ein Priester, wenn er einen Frömmel Gott loben und preisen hört, denn die langbärtigen Demokraten haben das Privilegium des Patriotismus, wie die Kuttenträger das der Religiosität. Er selbst sprach in gelehrsamem Tone, mit dem Feuer, welches er aus den Proklamationen gelernt hatte, die man täglich an die Mauern lebe, und schloß mit einer rednerischen Phrase, indem er den „Lump Badinguet“) trümm und lahm zu schlagen versprach.

Fräulein Fetzflugel aber ward ärgerlich darüber, denn sie war Bonapartistin; sie ward roth wie eine Kirche und stammelte voller Verachtung:

„Ich hätte Euch nur an seiner Stelle sehen mögen! Das wäre eine saubere Wirthschaft gewesen. Niemand anders als Ihr habt diesen Mann verrathen! Man könnte nur immer seine sieben Sachen packen und Frankreich verlassen, wenn solche Bürschchen wie Ihr an die Regierung kämen!“

Obwohl nun Cormudet sich scheinbar durch nichts aus seiner Ruhe bringen ließ und nur ein verächtliches, überlegenes Lächeln zeigte, so fühlte man doch, daß es jetzt zu unliebhamen Aeußerungen kommen müsse. Deshalb schlug sich der Graf ins Mittel und brachte mühsam die aufgeregte Dirne zum Schweigen, indem er würdevoll erklärte, daß alle aufrichtigen Meinungen beachtenswerth seien. Jedoch die Gräfin und die Fabrikbesitzerin, welche, wie die meisten vornehmen Leute, die Republik in der tiefsten Seele haßten, fühlten sich unwillkürlich zu dieser so würdig erscheinenden Profituirten hingezogen, deren Gefühle den ihrigen so sehr ähnelten.

Der Korb war jetzt leer, und man bedauerte, daß er nicht größer gewesen sei. Die Unterhaltung dauerte noch einige Zeit fort; immerhin aber machte sich, seitdem man aufgehört hatte zu essen, eine gewisse Kälte des Tones bemerkbar.

Die Nacht brach herein, mit ihr allmählich tiefe Finsterniß, und die Kälte, welche während der Verdauung lebhafter empfunden ward, war Ursache, daß Fräulein Fetzflugel trotz ihrer Wohlbeleibtheit zitterte. Da bot ihr Frau von Bréville ihren Wärmekessel an, dessen Kohle seit dem Morgen bereits mehrmals erneuert worden war; die Dirne machte auch sofort von dem Anerbieten Gebrauch, denn sie fühlte ihre Füße ganz erstarrt. Frau Carré-Lamadon und Frau Loiseau gaben ihren Wärmekessel den Betschwestern.

Unterdessen hatte der Kutscher seine Laternen angezündet. Dieselben beleuchteten mit hellem Schein die dampfenden, schweißbedeckten Deichselpferde, und zu beiden Seiten der Straße den Schnee, welcher sich unter dem dahineilenden Lichtreflex zu entsalten schien.

Im Wagen selbst konnte man nichts mehr unterscheiden; aber plötzlich entstand zwischen Fräulein Fetzflugel und Cormudet eine heftige Bewegung, und Loiseau, dessen Auge beständig umherpähte, glaubte jenen bärtigen Mann sich schnell von der Dirne entfernen zu sehen, als ob er irgend einen wohlgezielten aber geräuschlosen Stoß bekommen hätte.

Jetzt erschienen vor ihnen auf der Straße in der Ferne kleine leuchtende Punkte. Es war endlich Tötes. Die Fahrt selbst hatte elf Stunden gedauert, und wenn man die zwei Stunden hinzurechnete, welche man den Pferden zum Verschmausen gewährt hatte, volle dreizehn Stunden. So fuhr man denn in die Stadt ein und hielt vor dem Hotel du Commerce.

Die Thür wurde geöffnet, als ein nur zu wohlbelanntes Geräusch allen Reisenden Angst einjagte, nämlich das Klirren eines Säbels. Als bald hörte man auch einen Deutschen irgend eine unverständene Bemerkung rufen.

Wiewohl nun der Wagen ganz ruhig stand, wagte doch Niemand auszuspringen, gerade als ob man fürchtete,

massakriert zu werden. Da erschien der Kutscher mit einer Laterne, welche plötzlich die sämtlichen Passagiere grell erleuchtete, die vor Schrecken theils, theils vor Ueberraschung mit offenem Munde und starren Blicken dahingen.
(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte eines Kartells.

Die „Industrie“ bringt in einem Artikel sehr lehrreiche Notizen über die Entwicklung des internationalen Schienen-Kartells, natürlich vom Unternehmerstandpunkt aus. Nachdem das deutsche Eisengewerbe durch die Eisenzölle am Ende der siebziger Jahre neu belebt worden war, und sowohl die Schienenerzeugung als die Schienenausfuhr Deutschlands eine beträchtliche Steigerung erfahren hatten, bildete sich ein an Festigkeit stets zunehmender Wettbewerb zwischen den britischen, belgischen und deutschen Werken aus, welcher nicht allein auf fremden Märkten, sondern namentlich auch auf deutschem Boden ausgefochten wurde. Da gleichzeitig der Eisenbahnbau in vielen Ländern eingeschränkt wurde, so zeigte sich als Folge eine beträchtliche Abnahme der Schienenerzeugung und der Ausfuhr und gleichzeitig ein so niedriger Stand der Schienenpreise wie nie zuvor. Das war der Zeitpunkt wo die Walzwerke der genannten Länder (Deutschland, Großbritannien und Belgien) sich zu einer Verständigung entschlossen, es entstand das internationale Schienenkartell. Es war dies im Jahre 1884. In der Zwischenzeit hatten sich Schienenerzeugung und Ausfuhr Deutschlands wie folgt entwickelt:

	Erzeugung	Ausfuhr
1881	559 686 Tonnen	250 709 Tonnen
1882	563 950	186 054
1883	493 411	176 178
1884	410 157	144 464

Diese Zahlen lassen erkennen, mit wie großer Erbitterung der Kampf geführt wurde, und gleichzeitig, wie schwierig eine Verständigung zwischen den ungleichen Gegnern war. Dieselbe kam indessen zu Stande und zwar in der Weise, daß die Ausfuhrziffern dieser Länder in den drei vorhergehenden Jahren berechnet und hiernach der Antheil derselben an der Versorgung des Auslandes festgestellt wurde. Es erhielt dabei England einen Antheil von 66 pCt., Deutschland von 27 pCt. und Belgien von 7 pCt. Diese Vertheilungsziffern wurden später dahin abgeändert, daß Deutschland 28—29 pCt. und Belgien 7¼ pCt. erhalten sollten. Hierauf wurde die Leistungsfähigkeit jedes einzelnen Werkes berechnet und in entsprechenden Verhältniszahlen ausgedrückt. Darnach wurden einlaufende Aufträge vertheilt. In England und zum Theil auch in Deutschland und Belgien bestand noch außerdem eine besondere Vereinbarung, wonach in Fällen, in welchen mehr als 102,50 Mark für die Tonne zu erzielen waren, jedes Werk berechtigt war, sich um die Lieferung selbständig zu bewerben. Der Ertrag wurde jedoch für gemeinschaftliche Rechnung der Vereinigung gebracht und zur Vertheilung gebracht. Dem Käufer war es anheimgestellt, sich für deutsche, belgische oder englische Schienen zu entscheiden. Der Verkaufspreis wurde von dem Kartell festgesetzt. In Fällen, wo ein Werk unter dem Kartellpreis berechnete, wurde der Minderbetrag aus gemeinschaftlichen Mitteln ausgeglichen. In Belgien gehörten der Vereinigung sämtliche Stahlschienenwerke an, in England blieben ein Werk, in Deutschland zwei Werke derselben fern.

Die Gebrechen des Schienenkartells lagen offen zu Tage. Zunächst war es eine große Schwäche desselben, daß nicht nur in Deutschland und England einzelne Werke nicht beigetreten sind, sondern auch der französische und österreichische Wettbewerb außerhalb der Vereinbarung blieb. Die außerhalb des Kartells stehenden Werke bereiteten dem Einhalten der Kartellpreise große Schwierigkeiten. Dann aber befriedigte der Antheil der drei Länder an der Versorgung des Auslandes mit Schienen keineswegs. Es entstanden sehr bald Meinungsverschiedenheiten; während die belgischen und deutschen Werke ihren Antheil für zu niedrig hielten, verfuhrte England denselben noch weiter herunterzudrücken. Bei einer Schienenerzeugung für die Kolonie Viktoria zeigten sich bereits tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten zwischen den deutschen und englischen Werken und die bald darauf folgende Erklärung, auf einer Ermäßigung des deutschen Antheils bestehen zu müssen, führte im April 1886 zu der Auflösung der Internationalen Vereinbarung.

Dieselbe hat immerhin lange genug Bestand gehabt, um den Beteiligten die Ueberzeugung beizubringen, daß nur auf dem Wege der Vereinbarung löhnende Preise zu erzielen sind. Der kartellose Zustand schien zwar genau das Gegentheil dieser Auffassung zu bewahrheiten; denn er wurde mit einem rücksichtslosen Kampfe eröffnet, in welchem die Engländer und Belgier sich durch das Uebermaß der Rücksichtslosigkeit auszeichneten. Die Preise sind denn auch sowohl für den Weltmarkt als für das Inland in einer Weise zurückgegangen, die auf die Dauer unhaltbar war. Der Zweck des Kampfes war aber leicht zu erkennen. Belgien und England stürzten sich in denselben mit vereinter Kraft in der Absicht, von Deutschland bei dem Abschluß einer neuen Vereinbarung möglichst vortheilhafte Bedingungen zu erhalten; denn Jedermann war davon überzeugt, daß das Ende des Kampfes eine neue, sorgfältiger vorbereitete Vereinbarung bilden werde. Und dieser Kampf gegen die deutschen Werke wurde nicht

allein auf dem ausländischen Absatzgebiet geführt, sondern bis auf deutschen Boden fortgesetzt. In welchem Umfange dieser Widerstreit auf die deutsche Schienenausfuhr gewirkt hat, das zeigen deutlich genug die folgenden Angaben. Es betrug nach der deutschen Reichsstatistik die deutsche Ausfuhr von Eisenbahnschienen:

1885	164 799 Tonnen
1886	163 222 "
1887	174 226 "
1888	114 946 "
1889	110 949 "

An diesen Ziffern ist bemerkenswerth, daß zunächst die Ausfuhr, welche im Jahre 1884 ihren tiefsten Stand erreicht hatte, bis 1887 steigt. Die Preise des internationalen Kartells waren sehr mäßige und haben offenbar die Eisenbahnverwaltungen zum Bau neuer Linien angeregt. Nach Auflösung des Kartells fiel der Weltmarktpreis der Schienen, welcher 1880 noch 130 Mark per t betragen hatte, auf 90 Mark in 1887. Dieser Preis war nun in hohem Grade verlustbringend und es war deshalb dem nothleidenden deutschen Eisenbahnverwaltungen sich entschlossen, für den Eisenbahnbau größere Beträge als bisher zu bestimmen. Der vermehrte Absatz im Inlande hatte zur natürlichen Folge, daß die Walzwerke die nur mit großem Schaden aufrecht zu haltende Ausfuhr einschränkten und sich mehr der Versorgung des Inlands bedarfs zuwandten. Die Ausfuhr ging in Folge dessen stark zurück, während wegen des vermehrten Inlandsbedarfs die Schienenherzeugung Fortschritte machte. Im Gegensatz dazu hat die britische Ausfuhr bedeutend zugenommen.

Es erhellt auf den ersten Blick, daß die britischen Walzwerke ihre Stellung auf dem Weltmarkte ganz erheblich verbessert haben, und daß sie sich auf den Fall neuer Unterhandlungen über ein internationales Schienenkartell gut vorbereitet haben. Die Stellung der deutschen Werke dagegen ist geschwächt und sie sind in der That immer mehr auf das einheimische Absatzgebiet angewiesen.

Aus diesen Ausführungen geht die neue Organisation der Produktion, wie sie durch die Kartelle geschaffen wird, klar hervor. Nachdem einmal die Zahl der Produzenten so vermindert ist, daß eine Einigung möglich wird, giebt man das heilige Gesetz von Angebot und Nachfrage und die alles ausgleichende Konkurrenz auf und einigt sich, indem man die Produktion unter sich theilt. Und selbst, ohne daß sie wollen, werden die Unternehmer zu dieser neuen Organisation getrieben; das Kartell wird zwar durch allerlei Eifersüchteleien gesprengt; aber sofort wird ihnen auch klar, daß eine neue Vereinigung nöthig sein wird.

So wächst die bürgerliche Gesellschaft ganz von selbst in die sozialistische hinein; denn jetzt ist ja nur noch ein Schritt nöthig: man erklärt einfach die Aktien der Werke für werthlos und nimmt die Werke als Gesellschafts-Eigenthum an.

Ein alter Schwindel in neuem Gewande.

Die „Deutsche Rundschau“ schreibt in einem Artikel „Wohnungen für die Armen“ über eine neue Lösung der Wohnungsfrage Folgendes:

„Eine eigenartige Mittelstellung zwischen Fürsorge des Arbeitgebers und Selbsthilfe der Arbeiter, nimmt eine Schöpfung des Direktors der Niederländischen Gese- und Spiritusfabrik in Delft in Holland, J. C. van Marken, ein, der nach der Gattin des Begründers sogenannte „Agneta-park“ von Marken, hat eine vier Hektare umfassende, der Fabrik angrenzende Fläche angekauft und dieselbe in einen herrlichen, mit Wasseranlagen, Teichen und Brücken, Buschwerk, Rasenplätzen und Blumenbeeten belebten Park verwandelt. In demselben befindet sich seine eigene und außerdem Wohnungen für 90 Arbeiterfamilien. Je vier bis sechs Familienwohnungen, jedoch jede mit einem gesonderten Eingang, sind unter einem Dache vereinigt; jede hat ein besonderes Gärtchen. Für Unverheirathete ist ein Logirhaus in der Anlage vorgesehen, ferner umfaßt dieselbe eine Kleinkinderbewahranstalt, ein Kasino mit Bibliothek, ein Verkaufsmagazin u. a. m. Das Ganze macht einen höchst schmackhaften Eindruck, Wohnungen und Gärten sind auf das Sorgfältigste gepflegt. Die Anlage ist und bleibt — das ist das Bemerkenswerthe — gemeinschaftliches Eigenthum einer zu diesem Zweck gegründeten Aktiengesellschaft. Das Kapital der Gesellschaft beträgt 160 000 Gulden. Die erste baare Einzahlung von 32 000 Gulden — das holländische Gesetz schreibt vor, daß wenigstens ein Zehntel des Gesamt-Aktienkapitals eingezahlt werden müsse — leistete Herr van Marken gegen Uebernahme von ebenso vielen Stammaktien à 100 Gulden; er überließ gleichzeitig der Aktiengesellschaft den Grund und Boden mit Anlage gegen die Summe von 29 000 Gulden. Die Bauausgabe von 128 000 Gulden für Herstellung der Wohnungen wurde durch 4 1/2-prozentige Obligationen aufgebracht, für welche Grund und Boden und Wohnungen als hypothekarische Sicherheit gegeben wurden. Freunde und Aktionäre der Fabrik übernahmen diese Obligationen. Als Miethzins werden 7 1/2 Prozent der Herstellungssumme berechnet. Aus dem Gesamtuntertrage dieses Miethzinses werden zunächst die Verwaltungs- und Erhaltungskosten bestritten, dann die Obligationen (mit 4 1/2 Prozent) und die Stammaktien (mit 5 Prozent) verzinst. Von dem verbleibenden Reingewinn werden 10 Prozent dem Reservefonds über-

wiesen und der Rest zur Amortisation der Obligationen verwendet. Mit der Amortisation kommen die einzelnen Miether in den Besitz der Aktien, indem der nach Abzug der Verwaltungs- und Erhaltungskosten und der für Reservefonds und Verzinsung fälligen Summen verbleibende Gewinn den einzelnen Mietern nach Verhältnis der Miethen gutgeschrieben wird. Das Geld bleibt in der gemeinsamen Kasse der Aktiengesellschaft, resp. wird zur Einlösung der Obligationen verwendet. Hat der einzelne Sparer auf solche Weise 100 Gulden gut, so erhält er eine Aktie, die ihm nun 3 Prozent Zinsen trägt (Sparaktie). Die Aktien sind nur mit Einwilligung und durch Vermittelung des Vorstandes übertragbar. Nach Amortisation der Obligationen werden die Stammaktien und dann die zuerst begebenen Sparaktien wieder eingelöst. Die eingelösten Aktien werden natürlich in demselben Umfang, wie sie zur Einlösung kommen, von den Bewohnern des Agnetaparks wieder erworben. Der Gewinn des Konsumvereins dient in gleicher Weise zum Erwerb von Aktien. Die Berechnung ist so angestellt, daß nach 39 Jahren die ganze Anlage freies Eigenthum der Besitzer der Spartheile ist. Die Wohnungen haben verschiedene Größe von Wohnzimmer und Küche bis zwei Zimmer, zwei Kammern und Küche, und kosten 1,50 bis 3 Gulden wöchentlich. Die Wohnungen sind jetzt, nachdem das Unternehmen einige Jahre bestanden hat, alle vermietet, und es wird bereits an den Bau weiterer Häuser gedacht.

Wir müssen einen Augenblick bei den hier kurz geschilderten Einrichtungen verweilen, um den Werth dieser vorläufig einzig dastehenden Form der Baugenossenschaft gegen verwandte Organisationen abzuwägen. Das Bemerkenswerthe des hier zuerst durchgeführten Prinzips ist, daß die Arbeiter nicht zu Eigenthümern, sondern zu Aktionären des gemeinsamen Eigenthums gemacht sind. Zunächst ist dadurch dem Arbeiter die volle Freizügigkeit gewahrt. Wird der Arbeiter Besitzer eines Hauses, so wird er damit mehr oder weniger an die Fabrik, in deren Nähe das Haus liegt, gebunden. Der Arbeitgeber kann dies wenigstens zum Drücken der Löhne benutzen. Seiner Spartheile kann sich der Arbeiter dagegen stets ohne besondere Verluste entäußern, während mit dem Verkauf eines Hauses nur zu häufig Einbußen verknüpft sind. Das eigentliche Ziel aller gemeinnützigen Baugesellschaften, ihre Wohnungen in das Eigenthum von Arbeitern übergeben zu lassen, ist fast nirgends erreicht. Fast überall sind es Handwerker, Meister, Angestellte, kleine Beamte u. s. w., welche derartige Wohnungen erworben haben, und selbst wo zunächst Arbeiter die Erwerber waren, hat oft rasch ein Besitzwechsel stattgefunden, der den ursprünglichen Zweck der Erbauer vereitelte. Bei dem van Marken'schen Prinzip bleibt die Kolonie ihrer ursprünglichen Bestimmung dauernd erhalten, weil eine Uebertragung oder ein Verkauf von Spartheilen prinzipiell nur an Angehörige der Fabrik gestattet wird. Es scheint daher, daß hier ein Prinzip gefunden ist, welches gewichtige Vorzüge vor ähnlichen Einrichtungen besitzt.

Was die gewöhnlichen bürgerlichen Arbeiterwohnungsunternehmen zu bedeuten haben, sieht jeder Arbeiter auf den ersten Blick: die Verflawung des Proletariats, der an die Scholle gefesselt wird und dadurch seinem Lohnherrn auf Gnade und Ungnade in die Hand gegeben ist.

Die hier beschriebene Einrichtung hat den Vorzug, daß sie ihren Zweck auf viel raffinirtere Weise erreicht, so daß man ihn nicht gleich herausfühlt. Deshalb lobt denn auch die naive „Volkszeitung“ diese Einrichtung sehr und „schneidet die idyllischen Schilderungen des Verfassers aus.“

Die Arbeiter werden Besitzer, indem sie allmählich die Sparaktien übernehmen; haben sie 100 Gulden gut, so erhalten sie eine Aktie, und haben sie alle Aktien erworben, so sind sie Besitzer der Anlage.

Damit nicht Andere sich diese schöne Einrichtung zu nütze machen können, hat der edle Unternehmer die uneigennütige Verfügung getroffen, daß „eine Uebertragung oder ein Verkauf von Spartheilen prinzipiell nur an Angehörige der Fabrik gestattet wird.“ ja — und dafür hat der Verfasser keinen Grund angegeben, merkwürdigerweise — „die Aktien sind nur mit Einwilligung und durch Vermittelung des Vorstandes übertragbar.“

Das heißt: die Arbeiter sind zwar nicht Besitzer, sondern Aktionäre; aber sie dürfen ihre Aktien nicht verkaufen, wenn sie wollen; und wenn es ihnen erlaubt wird, so ist der Markt für sie so beschränkt, daß sie womöglich doch keinen Käufer finden, resp. die Aktie weit unter ihrem Werth loschlagen müssen.

Was haben sie denn nun für Vortheile vor den Besitzern?

Die van Marken'schen Arbeiter verlangen eine Lohnerhöhung. Der Menschenfreund van Marken antwortet ihnen aber: „Nein, das geht nicht, sonst machen wir zu wenig Dividende.“ Die Arbeiter erwidern: „Dann werden wir streiken.“ „Ja, das thut nur,“ lacht Wynheer.

Je nachdem nun die nicht mitgetheilten näheren Bestimmungen sind, kann er sie aus ihren Häusern werfen, weil sie ja nicht mehr bei ihm arbeiten und vermuthlich auch den Miethzins nicht bezahlen.

Einige Arbeiter finden anderweitig Arbeit und wollen ihre Aktien verkaufen, da sie ja jetzt andere Wohnungen haben müssen. Aber wer soll sie kaufen? Andere müssen sie um jeden Preis loschlagen, um nicht zu hungern; aber an wen? Hoffentlich stellt Wynheer van Marken Schwarzbene ein, welche zehn Gulden für eine

Hundert-Gulden-Aktie zahlen. Denn ein Anderer darf ja keine Aktien erwerben.

Oder es bleibt sonst alles ruhig, nur ein oder zwei Arbeiter wollen nach einer andern Stadt gehen, weil dort die Löhne höher sind. Sie kündigen. Herr van Marken nimmt die Kündigung mit freundlichem Lächeln an und sagt: „Aber eure Aktien müßt ihr mitnehmen, und wenn ihr nach Amerika geht, denn ich gebe meine Einwilligung nicht zur Uebertragung.“ Wenn die Arbeiter nicht ihr erspartes Geld im Stich lassen wollen, so müssen sie bleiben.

O ja, sie trägt ihre Früchte die Menschenfreundlichkeit, und jede gute That hat ihren Lohn in sich! Und der Lohn für Herrn Marken wird sein, daß er lauter demüthige und zufriedene Arbeiter hat, die nicht mußen und denen man den Lohn drücken kann, wie man will; die „Deutsche Rundschau“ und die „Volkszeitung“ aber rufen den Arbeitern schalkhaft zu: „Mücht doch, ihr könnt's ja haben! Wird der Arbeiter Besitzer eines Hauses, so wird er damit an die Fabrik gebunden. Der Arbeitgeber kann dies wenigstens zum Drücken der Löhne benutzen (thut's aber nicht, natürlich, so edel ist er). Seines Spartheils kann sich der Arbeiter dagegen stets ohne besondere Verluste entäußern.“

Aber die van Marken'schen Arbeiter sollen Musterknaben sein. Sie sollen keine sozialdemokratische Zeitung lesen, sondern nur den „Lokalanzeiger“ oder den „Reichsboten“. Sie sollen den Streik als einen höchst unsittlichen Kontraktbruch betrachten und in Herrn van Marken ihren Vater sehen, der für sie am besten sorgt.

Nach 39 Jahren bekommen sie ihr Haus als Eigenthum; und darauf freut sich Jeder ganz kindisch.

Aber was denn? Die durchschnittliche Lebensdauer eines Arbeiterhauses wird auf 30—40 Jahre berechnet; Herr van Marken wird wahrscheinlich nicht so viel besser gebaut haben, wie Andere — wenn also der Arbeiter vergnügt den letzten Gulden Miethzins bezahlt hat und nun sein Haus sein eigen nennt, — dann hat er eine Ruine, die er auf Abbruch verkaufen muß!

Na, wenn's auch nur eine Ruine ist, er hat doch wenigstens den Glauben, daß er Hausbesitzer ist.

Und dann, 39 Jahre muß er warten, der Arme — aber wenn er einmal die Statistik nachsieht, ob er denn das überhaupt erleben wird, so findet er, daß die durchschnittliche Lebensdauer der Arbeiter bloß 30 Jahre beträgt, daß er also wahrscheinlich nicht so alt wird, um das Haus zu kriegen.

Na, wenigstens hat er die Hoffnung, und die ist auch was werth.

Die Liebe aber, welche zu den beiden, Glaube und Hoffnung, gehört, hat der verschmigt lächelnde Wynheer van Marken, die Liebe, weniger zu seinen Mitmenschen, als zu den durch größere Gefügigkeit der Arbeiter zu erzielenden größeren Dividenden.

So hat jeder sein Theil, und Glaube, Liebe und Hoffnung feiern wieder einmal ihre schönsten Triumphe!

Der Petroleum-Import-Ernt.

Durch die letzten Veränderungen wird, wie die „Deutsche Spedition-Zeitung“ schreibt, auch die letzte Konkurrenz, die hier noch im Petroleum-Importhandel bestanden hat, aufhören und in der Deutsch-amerikanischen Petroleum-Gesellschaft vereinigt, gemessen von dieser monopolisirt sein, und da auch die Sietimer Firma August Sanders Söhne u. Co. in diese Gesellschaft eintritt, so darf man behaupten, daß der weitläufige Theil des deutschen Petroleum-Imports ein Monopol geworden ist. Gerade so wie in Amerika die Standard Oil Company maßgebend ist und den Markt beherrscht, so wird künftig für die Petroleum-Einfuhr nach Deutschland und für den Versandt von den Einfuhrhäfen Hamburg, Bremen und Stettin die Deutsch-amerikanische Gesellschaft allein tonangebend sein. Die drei größten Firmen in diesem Massenbezuge des Petroleums sind nun in der Deutsch-amerikanischen Petroleumgesellschaft, welche 9 Millionen Mark Kapital hat, verschmolzen; Niedemann in Bremen, Sanders und Siemens in Hamburg und Sietim. Einen offenen Markt haben die Plätze für den Artikel Petroleum eigentlich nicht mehr; die Gesellschaft bestimmt in Einfuhr und Versandt die Preise und ist hierin nur abhängig vom Weltmarktpreis und der Rücksicht auf die Preisstellung der ausländischen Plätze.

Vom Reichstag.

49. Sitzung.

Die zweite Beratung des Etats des Reichsamts des Innern wird fortgesetzt.

Zum Kapitel „Gesundheitsamt“ liegt der Antrag der Abgg. Dr. Barth und Gen. um die Aufhebung des Verbots der Einfuhr von Schweinen, Schweinefleisch und Würsten amerikanischen Ursprungs vor.

Die Dege auf das amerikanische Schwein gehört mit zur Bismarck'schen Jobberei. Mit der Begründung, daß es Trichinen hätte, wurde die Einfuhr verboten, so daß die armen Agrarier ihre Schweine theurer verkaufen konnten. Wie doch Bismarck um die Gesundheit und das Leben seiner Mitmenschen besorgt war!

Dr. Barth (Hr.) Es handelt sich um ein besonders für die industrielle Bevölkerung des westlichen Deutschland außerordentlich einschneidende Maßregel, da der Fleischkonsum nunmehr rapide abgenommen hat. Der Versuch eines Nachweises, daß das amerikanische Schweinefleisch erheblich gesünder sei als das inländische, ist durchaus mißlungen, schon deswegen, weil das amerikanische Schweinefleisch schon lange, bevor es zur Verwendung kommt, gelagert ist. Außerdem ist im vorigen Jahre in den Vereinigten Staaten ein Gesetz erlassen, welches eine genaue Kontrolle und Ueberwachung der Herstellung und Versendung des Speckes anordnet.

Staatssekretär v. Bötticher: Die Gefahr der Trichinose durch amerikanisches Schweinefleisch war größer als durch deutsches, 7 gegen 0,6 pM. Ich gebe zu, daß sich seitdem der Gesundheitszustand der amerikanischen Schweine verbessert hat. Aber eine Gewähr dafür, daß nun das Einführen kranker Schweine aus Amerika ausgeschlossen sei, besteht in keiner Weise.

Schmidt-Sachsen (Soz.): Es ist durchaus falsch, daß die Waffenverarbeitung des Fleisches eine genaue sanitäre Ueberwachung unmöglich mache. In den großen Schlachthäusern Amerikas ist die sanitäre Ueberwachung eine durchaus vollkommene, die amerikanische Regierung thut Alles, um den Export von nur gesundem Fleisch zu ermöglichen. Es liegt ganz klar zu Tage, daß das Einfuhrverbot lediglich im agrarischen Interesse erfolgt ist und aufrecht erhalten wird. Und um dieser agrarischen Interessen wegen werden die wichtigsten Interessen, die Ernährung der Arbeiter, verflümmert.

Abg. v. Frege (L.): Wir theilen den Standpunkt der Regierung. (Wie immer, wenn wir Profit haben). Wenn wir die Garantie haben für eine vollständige Unschädlichkeit des amerikanischen Fleisches, wollen wir mit Freuden das Einfuhrverbot aufheben. Aber, daß wir eine solche Garantie anerkennen, darauf können wir lange warten. Die Angriffe, die gegen den Großgrundbesitz immer gerichtet werden, weisen ich entschieden zurück. Hohe Preise wollen wir gar nicht haben. Bewahre, am liebsten verscherten sie ihre Waare. Trotz der Hölle haben sich in Deutschland die Lebensmittelpreise auf derselben Höhe gehalten, wie in anderen Ländern. (Zu derselben Zeit, wo Herr v. Frege dies sagte, kostete in Berlin der Roggen 177 Mt. in Amsterdam 156!!! Das nennt man Wahrheitsliebe). Wir stehen auf dem christlichen und kirchlichen Boden und glauben an eine göttliche Vergeltung.

Abg. Bröm el (Dfr.): Das Auftreten des Herrn v. Frege wird im Volke wohl verstanden werden. Ich weiß zwar nicht, welcher Zusammenhang zwischen amerikanischem Schweinefleisch und der göttlichen Vergeltung besteht, aber Herr v. Frege wird es trotz seiner religiösen Ueberzeugung sehr schwer werden, nachzuweisen, wie es mit den Lehren des Christenthums zu vereinbaren ist, durch staatliche Vergebung die notwendigen Lebensmittel des Volkes in einer unerhörten, geradezu barbarischen Weise zu vertheuern. Aus den Berichten des Bremer Konsumvereins geht hervor, daß das Schweinefleischverbot eine Vertheuerung des Schweinefleischpreises um 20 bis 50 pCt. zur Folge gehabt hat.

Wenn der Staatssekretär sich beruft auf die vor Urtag des Einfuhrverbotes angeordnete Ermittlung, so erinnere ich daran, daß Birkow i. J. an allen den Plätzen, wo nach den Angaben der Regierung Trichinose durch Genuß amerikanischen Schweinefleisches entstanden sein sollte, genaue Untersuchungen über die angeführten Fälle vorgenommen hat, und dabei hat sich ergeben, daß in keinem einzigen Falle mit einiger Sicherheit nachgewiesen worden ist, daß der Genuß amerikanischen Schweinefleisches eine Erkrankung an Trichinose zur Folge gehabt hat. Namentlich in dem freihändlerischen England ist der Fleischkonsum sehr bedeutend gestiegen. Bei uns konnte sich die arbeitende Bevölkerung das natürlich nicht leisten, denn dann hätte sie allein 40 Millionen an Zoll zahlen

müssen. Der deutsche Speck kostet nahezu das Doppelte von dem, was der amerikanische Speck in England kostet. In England, wo ein Riesenkonsum von amerikanischem Schweinefleisch herrscht, mühte doch schon lange jeder Mann mit Frau und Kind an der Trichinose gestorben sein.

Abg. Graf Kanitz (L.): Eine Fleischnoth existirt nicht!!!

50. Sitzung. (Fortsetzung.)

Abg. Windthorst (Centr.): Wenn ich wüßte, daß diese Maßregel eine protektionistische ist, eine Ergänzung zu den Fleischzöllen, so würde ich sie für absolut unzulässig halten und ihre Aufhebung verlangen. Herr v. Voetischer hat aber erklärt, daß sie aus gesundheitspolizeilichen Rücksichten durchaus geboten ist. (Wie reizend bleibt doch dem alten Herrn diese Naivität!)

Abg. Bebel (Soz.): Für uns hat bereits bei Urtag des Verbots und auch jetzt nicht der geringste Zweifel bestanden, daß weit mehr agrarische Interessen als die wahren Rücksichten auf die Gesundheit der Bevölkerung maßgebend gewesen sind. Die gestrigen Reden der Abg. v. Frege und Graf Kanitz waren uns ein neuer Beweis dafür. Die Empörung des Volkes über die bestehenden Zustände ist jetzt eine allgemeine, und da ist es kein Wunder, wenn sogar Abg. Windthorst und Herr v. Voetischer erklären, sie wollten für die Erleichterung der Volksernährung eintreten. In den ganzen zehn Jahren der Schutzpolitik haben wir von der Regierung eine solche Versicherung nicht gehört. Für unsere gesammte ärmere industrielle Bevölkerung war amerikanisches Schweinefleisch, Speck und Schinken bis zu dem Einfuhrverbot das einzige Fleischnahrungsmittel. Seitdem ist für diese Bevölkerung der Fleischkonsum auf ein Minimum zurückgegangen, ja ganz zur Unmöglichkeit gemacht worden durch die agrarische Politik. Denn, daß die sanitären Gründe nicht stichhaltig sind, geht doch daraus hervor, daß man in England, Holland, vor Allem in Amerika von nachtheiligen Folgen des Fleischkonsums nichts hört. Glauben Sie, daß die dortigen Arbeiter einen anderen Magen haben als die deutschen? Uebrigens wird ja doch schon seit langer Zeit auch bei uns am ganzen Rhein amerikanischer Speck unter holländischer Flagge eingeführt, ohne daß ein Gesundheitschaden daraus erwachsen ist.

Das amerikanische Fleischschaugezeug bietet sehr wohl ausreichende Garantien gegen die Ausfuhr kranken Fleisches. Die Untersuchung erfolgt stets an dem Schlachtothe selbst, also nicht erst, wenn das Fleisch verpackt ist; nur wenn es vorerst nach einem anderen Orte des Inlandes geht, wird es in letzterem untersucht. Gelegt aber selbst, die Bedenken gegen das amerikanische Fleisch wären wirklich gerechtfertigt, so hätte man statt des Einfuhrverbots die Vorschrift genauerer Untersuchung des eingeführten Viehs erlassen sollen. Daß die obligatorische Fleischschau in Amerika fehlt, beweist nichts. In Deutschland haben wir dieselbe ja auch erst seit

kurzem zum Schutz gegen das deutsch-nationale Schwein, und trotz desselben ist z. B. in Sachsen kurz nachher eine allgemeine Trichinose ausgebrochen. Denken Sie andererseits daran, daß die deutschen Seeleute zum großen Theil während der ganzen Seereise von amerikanischem Pöfelsfleisch leben, ohne daß es ihnen etwas schadet.

Abg. v. Kardorff (Rp.): Wozu bedarf es einer Aufhebung des Einfuhrverbots? Die Schweinepreise sind ja jetzt überaus niedrig!!!

Abg. Liebermann v. Sonnenberg (Antisemit, Abtheilung für Ehrenschein-Antisemitismus): Hat gefunden, daß die Sozialdemokraten mit den Freisinnigen eine Verschwörung gemacht haben, um die Bauern an den Bettelstab zu bringen. Traur den Untersuchungen der Regierung mehr, wie denjenigen Birkows.

In namentlicher Abstimmung wird der Antrag Barth mit 133 gegen 106 Stimmen abgelehnt. Gegen denselben stimmen: Konservativ, Reichspartei und Centrum.

51. Sitzung.

Fortsetzung der Beratung über den Etat des Reichamts des Innern.

Abg. Singer (Soz.) wendet sich gegen eine Entlastung des Reichsversicherungsamtes von Rekurssen, da die Arbeiter in dem Reichsversicherungsamte das einzige Organ sehen, das ihre Interessen wirklich vertritt. Redner bemängelte im Einzelnen die hohen Verwaltungskosten der Berufsgenossenschaften, wünscht Auslässe darüber, wie weit die Vorbereitungen zu einer Novelle des Unfallversicherungsgegesetzes gedeihen seien, namentlich ob eine Beizügung der Karenzzeit von 13 Wochen für die verletzten Arbeiter zu erwarten sei.

Bei dem Titel „Reichstagsgebäude“ 1 700 000 Mt. bedauert **Abg. Dr. Büttin (natl.)**, daß in Bezug auf die innere und äußere Ausstattung Beschränkungen stattfänden. Die Würde eines solchen Hauses verlange echtes Material und gediegenes Schmuck, nicht aufgesteckte Ornamente. (Zu einem Scheinparlament gehört auch unechtes Material für den Hausbau.)

52. Sitzung.

Das Haus legt die Etatsberatung mit dem Etat des Reichsschatzamts fort.

Zu demselben liegt der Antrag Richter vor. **Abg. Richter (Dfr.)** Die Säge, welche gegenwärtig im Reiche und in Preußen maßgebend sind für Vergütung der Reisestellen auf Eisenbahnen und Dampfschiffen, sind normirt worden im Jahre 1848, also zu einer Zeit, wo die Reisen noch viel theurer waren.

Abg. v. Kardorff (Rp.) hält seine alljährliche Silberrede. Staatssekretär von Rappach und Reichsbankpräsident Koch erklären die gegnerische Stellung der Regierung zu der Kardorff'schen Silberpolitik.

Sozialdemof. Wahlverein des 4. Berl. Reichstagswahlkreises.

Mittwoch, den 4. Februar 1891, Abends 8 1/2 Uhr

Große Versammlung

in **Renz' Salon, Naunyn-Strasse 27.**

Tagesordnung:

1. Vortrag des Stadtverordneten Bogherr.
2. Diskussion.
3. Vereinsangelegenheiten.
4. Verschiedenes.

Der Vorstand.

Die Zahlstellen des Vereins sind bei folgenden Genossen: Zubeil, Naunynstr. 86; Scholz, Brangelstr. 82; Schulz, Admiralstr. 40; Heindorf, Langestr. 70; Tempel, Dresdenerstr. 27. Auch werden dazwischen neue Mitglieder aufgenommen.

Oeffentl. Volks-Versammlung

für Lichterfelde und Umgegend

am **Dienstag, den 3. Februar 1891, Abends 8 Uhr**, im Lokale des Herrn **Weichert in Giesendorf.**

Tagesordnung:

1. Der Werth der Bildungsvereine für die Arbeiter. Referent: Wilhelm Berner, Berlin.
2. Eventuelle Wahl einer Statutenberathungs-Kommission.
3. Diskussion.
4. Verschiedenes.

Zur Deckung der Unkosten findet Tellerammlung statt. Um zahlreiches Erscheinen ersucht Der Einberufer.

Süd-Deutschher Postillon
Amerik.-satyr. Witzblatt



Dieser Korb, überall gern gesehene Junge ist bereits 3 Jahre alt und sprüht von lebensfroher Heiterkeit. Der „Süddeutsche Postillon“ bringt scharfsinnige ins Schwärz treffende Zeitgedichte und scharf die Welt der Götter über die politischen und sozialen Schäden. Der „Süddeutsche Postillon“ trägt sorgfältig den fernsten, herzerweichenden Humor, mit der gleichen „Schmäh“ lenkt er sein Gefährt durch die Nebel der Dichtung und die blühenden Niederungen der Prosa. Ein Stab ausgezeichneter Mitarbeiter steht dem „Süddeutschen Postillon“ zur Seite und die besten Zeichner, die trefflichsten Künstler schmücken ihn mit prächtigen Bildern, die aus dem öffentlichen und privaten Leben herausgeholt sind. Der „Süddeutsche Postillon“ vermischt nie den Klugheit, kommt stets an rechte Ziel und ist der Kletterer aller Waghähner. Der „Süddeutsche Postillon“ erscheint monatlich 1 mal und kostet frei ins Haus vierteljährlich 40 Pf. Jede einzelne Nummer 10 Pf. Einzelnummern im deutschen Postzustellungsverzeichnis unter Nr. 5672 im Bayer. unter Nr. 661. Redaktion und Expedition: München, Senefelderstraße 4.

Sozialdemof. Wahlverein des 6. Berl. Reichstagswahlkreises.

Große öffentl. Versammlung

am **Dienstag, den 3. Februar, Abends 8 1/2 Uhr** im Lokale des Herrn **Keller, Berg-Strasse Nr. 68.**

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Reichstagsabgeord. Wolfenbutz.
2. Diskussion.
3. Verschiedenes und Fragelasten.

Der Vorstand.

Große öffentliche Versammlung für Frauen und Männer am **Sonntag, den 1. Februar, Abends 6 Uhr**, in den **Zentral-Festsälen, Oranienstraße 180.**

Tages-Ordnung: 1. Vortrag (Referent Dr. Lütgenau). 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. Gefälliges Besuchen ein. Zu recht zahlreichem Besuch laden Genossen und Genossinnen ein. **Die Beauftragten.**

Große öffentliche Schuhmacher-Versammlung

in **Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstraße 77-79,** am **Montag, den 2. Februar, Abends 8 1/2 Uhr.**

Tagesordnung:

1. Lokal-Organisation und Zentralfation. Referent: Bentl. Korreferent: Schmäyer.
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.

Es ist Pflicht eines jeden Kollegen, zu dieser wichtigen, die Organisationsfrage betreffenden Versammlung zahlreich und pünktlich zu erscheinen. **Die Agitations-Kommission.**

Durch unterzeichnete Expedition ist zu beziehen: **Komplette Jahrgänge von 1890 der „Berliner Volks-Tribüne“.** Preis pro Jahrgang, ungebunden 3 Mark.

Ebenso I. und II. Halbjahr einzeln à Halbjahr 1,50 Mark.

Sämmtliche Nummern sind in tadellosem Zustande und sieht zahlreichen Bestellungen entgegen die Expedition der „Berl. Volks-Tribüne“.

Berlin SO. 26, Elisabeth-Ufer 55

Albert Auerbach, Berlin S., Koitbusser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager für Herren, Damen und Kinder. **Reelle Bedienung. — Feste Preise.**

Allen Freunden und Genossen empfehle mein **Weiß- und Bayerisch-Bier-Lokal.**

Vorzügl. Bieren und Getränken in großer Auswahl. **Bereinszimmer** steht zur Verfügung. **Carl Pfister, Eisenbahnstr. 35.**

Allen Freunden und Genossen empfehle mein **Weiß- u. Bayerisch-Bier-Lokal.**

1 Saal zu Versammlungen und 2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung. **Herrmann Wuttke, Friedrichsbergerstr. 24 pt.**



Solidarität!
Arbeiter! Nur Hüte, welche nebenstehende Marke unter dem Schweißleder tragen, bieten Garantie, daß den Verfälschern gerechter Lohn wurde!
Kauft nur Hüte mit dieser Marke!

!!! Aufruf !!!

an alle zueubewußten Arbeiter Deutschlands!

Wer ohne finanzielle Opfer helfen will, daß den Arbeitern der Hutbranche gerechter Lohn werde, wer daran helfen will, daß ohne Streiks im Hutgewerbe der achtstündige Arbeitstag eingeführt werde und dadurch Platz geschaffen wird für Tausende von Arbeitern, welche jetzt elend auf der Landstraße verkommen, kaufe in Zukunft nur Hüte, in denen obige Marke eingestickt ist. **Das Einkleben der Marke beim Kaufen ist Pflicht, die Marke muß schon vorher im Hut kleben.**

— Wir bitten, genau auf den Text der Marke zu achten. —

Berlin, 1890. Für die Arbeiter der Hutindustrie: **Die Kontrol-Kommission.**

E. M. Wilschke, Junkerstr. 1, Katzbachstr. 1.

Zigarren, Zigarretten, Tabak, Pfeifen und Zigarrenspitzen. Agentur für Feuerversicherung.

Cigarren u. Tabake.

Dieselbst Zahlstelle des Metallarbeiter-Verein und der Würtler-Hilfskaffe. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Kottbusser Damm 14, früher Ritterstr. 15.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

J. Meyer

Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1, (in der Ecke bei der Rantewiesstraße). **Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.** Doppeltägige Vorberträge von 50 Pf. an. Topfpflanzen, Bouquets etc. gut u. billig. Fernsprecher, Amt IX, 6482.